[illegible]

oder

die Waffenbrüder,

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell u.

[illegible]

Aus dem Englischen.

[illegible]

129 - 133

18 S

G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Hundertundneunundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1845.

Philipp August

oder

die Waffenbrüder,

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell ꝛc.

Aus dem Englischen.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1845.

Gso. 31908

Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt.

Heinrich IV.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An

Robert Southey. Esq.

Verehrter Herr!

Wäre dieß Buch um vieles besser, als mich schriftstellerische Eigenliebe glauben machen kann, so würde ich dennoch die Widmung an Sie nicht ohne Bedenken wagen, und nur die Gewißheit, daß lediglich Ihr freundliches Wohlwollen Sie zur Entgegennahme bestimmte, gewährt mir Beruhigung. Gleichwohl drängt sich mir bei wiederholtem Lesen dieselbe Ansicht auf, die schon vor zwölf Monaten beim Niederschreiben sich geltend zu machen suchte, nämlich die, daß vorliegendes Werk unter meinen bisherigen das beste seyn dürfte. Wäre es aber auch in jeder Beziehung tausendmal besser als alles was ich jemals hervorgebracht oder noch hervorbringen werde, so würde es dennoch nach meiner innigsten Ueberzeugung Ihrer Annahme unwerth und weit unter dem seyn, was ich Ihnen bieten zu können wünsche.

So groß ihr Name schon in der Gegenwart, werden dennoch künftige Jahre durch dessen fortwährende Verherrlichung meine Vorliebe für Ihre Werke rechtfertigen. Ja gewiß gehören Ihre Schriften unter die wenigen, die sehr wenigen, die jede Zeitperiode bei ihrem Sterben tausend künftigen Geschlechtsaltern vermacht.

Gleichwohl suche ich meinem Buche durch die verherrlichende Erwähnung Ihres Namens auf dieser Seite keinen erborgten Schimmer zu verleihen. Achtung, Verehrung, Bewunderung sind genugsame Motive, genugsame Apologie für einen solchen Tribut, so sehr dieser auch zurückbleibt hinter den Wünschen.

Marpoffle, bei Melrose, Roxburgshire,
25. Mai 1831.

Ihr ergebenster
G. P. R. James.

Vorwort.

Das folgende Werk bedarf nur weniger einleitenden Worte. Bei der Schilderung Philipp Augusts blieb mir die Absicht ferne, ihn größer, besser, weiser erscheinen zu lassen, als er war. Rigord, sein Arzt, Wilhelm von Bretagne, sein Kaplan und Begleiter in der Schlacht von Bovines und verschiedene andere in Guizots vortrefflicher Memoirensammlung aufbewahrte Chronikenschreiber waren meine Autoritäten. Wohl haben ihn einige Schriftsteller in einem ganz andern Lichte dargestellt, weil sie ihm abgeneigt waren, entweder als Anhänger der oder jener Tagspartheі, oder als Angehörige feindlicher Länder; soviel aber ist gewiß, wer mit ihm in nähere Berührung kam, liebte den Mann und bewunderte den Monarchen. Sämmtliche von ihm und der Königin erzählte Hauptbegegnisse sind historische Thatsachen mit der einzigen

Abweichung, daß sie hier in einen engern Zeitrahmen zusammengedrängt sind. Die Skizze vom Könige Johann und die Scenen, worin derselbe unvermeidlich einzuführen war, habe ich möglichst abgekürzt aus Furcht mein Buch mit einem andern, unendlich überlegenen Geisteswerke in Parallele zu bringen. Das Bild Gallons des Narren, dieses unheilstiftenden Idioten, ward einem Original entnommen, das mir vor einiger Zeit im südlichen Frankreich begegnete.

Erstes Kapitel.

Jenes traurige, unvermeidliche Wort „Vergangenheit“ fröstelt uns gar unheimlich an, und schlagen wir die gedrängten Blätter der Geschichte auf, lesen wir von all den gestorbenen Leidenschaften, all den zwecklosen Mühen, dem eiteln unnützen Jammer von Wesen, die sich in übersprudelnder Lebensfülle, in der Gluth der Gefühle mit uns messen konnten, so gewinnen wir zunächst weiter nichts, als ein Stück kalter Moral — die Ueberzeugung von unserer eigenen Geringfügigkeit. Gleichwohl läßt die Entfernung mit ihren undeutlichen Umrissen sämmtliche Gegenstände in einem mildern, verschönernden Lichte erscheinen, und so erheben sich aus dem unendlichen Meere der Vergangenheit tausend funkelnde Punkte im Glanze der letzten glühendsten Strahlen einer Sonne, die sich den Myriaden kleinerer Gegenstände in der Runde längst entzogen.

Keiner dieser Glanzpunkte verherrlicht das Licht der Geschichte mit erhabenern Strahlen als die Zeiten des zwölften Jahrhunderts, wo die blendendste Erscheinung des

neuen Europa, das Lehenwesen, den Zenith seiner Größe erreichte. Damals vermählte es sich mit dem edelsten Orden, den je der Enthusiasmus des Menschen (wo nicht seine Weisheit) ins Leben gerufen — mit dem Orden des Ritterthums, und wagte sich an ein Unternehmen, das trotz der fanatischen Absicht, der fehlerhaften Ausführung und der Unzahl von Schwächen, die bei jedem menschlichen Streben mit unterlaufen, eben so gewaltig und heroisch an sich, als groß in seinen Folgen und nützlich und heilbringend für Europa sich erwies: wir meinen die Kreuzzüge.

Aber der ungeheure Aufwand, den diese Züge in Anspruch nahmen — ein Aufwand nicht nur an jenem gelben Metall, dem an sich werthlosen Vertreter des wirklichen Reichthums, sondern auch an den unbezahlbaren Gütern Zeit, Blut, Energie, Talent, erschöpfte und schwächte jedes christliche Reich, und eine Ermattung, eine Abspannung beschlich die Nerven der innern Politik, wie sie der menschliche Körper nach großer ungewohnter Aufregung empfindet.

Zwar bildeten damals in ganz Europa die Beziehungen von Lehensherrn, Vasallen und Leibeigenen die große Kasten-Eintheilung der Gesellschaft, vorzüglich aber hatte in Frankreich das Feudalsystem durch Einführung aller möglichen Abstufungen seine vollkommenste Ausbildung erlangt. Zu unterst standen die Leibeigenen oder die Knechte, dann kamen solche Vasallen, die einem Vasallen pflichtig waren, sodann Vasallen eines Suzerain, die schon das Recht der hohen Gerichtsbarkeit besaßen, sofort Suzeraine oder Großlehenträger im Verbande des Königs, und endlich dieser selbst mit klei-

neren Besitzungen als mancher der großen Lehenträger, aber mit allgemeinem ob zwar beschränktem Recht und Gerichtsbann über Alle. In einem Königreiche mit solchen Elementen wurden natürlich die Kreuzzüge, eine reine Feudalunternehmung, bis zum Wahnsinn betrieben, und die Folgen waren um so furchtbarer, als die Abwesenheit des Lehensherrn jeder Art von Regiment in seinen Besitzungen ein Ende machte.

Endlose Wälder bedeckten Frankreichs Oberfläche, oder besser gesagt, das ganze Land war nur ein großer Wald, da und dort durch schmale Stellen cultivirten Grundes unterbrochen, die, von den Leibeigenen nachläßig genug bewirthschaftet, einer dünnen, in Abnahme begriffenen Bevölkerung zum Unterhalte genügten. An allgemeine Polizei dachte Niemand, und übte auch jeder Lehensherr auf seinem Grund und Boden eine Art Rechtspflege, wie sie ihm gut dünkte, so war doch der Unterschied zwischen Räuber und Richter zu unbedeutend, als daß wir den Tribunalen der Barone ein sonderliches Verdienst um die Gesellschaft zuschreiben dürften. Wald, Berg und Ebene wimmelten von Wegelagerern jeder Art, und neben dem Adel, der diese Beschäftigung gewerbsmäßig trieb, gab es in Frankreich noch drei bestimmte Klassen von Banditen, die, obzwar verschieden in Ursprung, Sitten und Zweck, dennoch wunderbar übereinstimmten in dem allgemeinen Grundsatze, Jeden auszuplündern, der sich nicht zu schützen vermochte.

Wegen dieses allen drei Classen, den Brabançonen, Cotereaux und Routiers gemeinsamen Merkmals sind sie denn auch gar oft mit einander verwechselt worden, und wirklich

haben sie bei manchen Gelegenheiten nach Umständen Namen und Gewerbe gewechselt, und dieselbe Bande trat bald als Brabançonen, bald als Cotereaux auf, falls dadurch ein Vortheil zu gewinnen war. Ueberdieß sehen wir sie immer als Freunde und Verbündete zusammen wirken, sobald eine allgemeine Gefahr die Gesammtgenossenschaft bedrohte.

Dem Ursprunge nach waren die Brabançonen von den Cotereaux völlig verschieden, da sie den Freicompagnien entstammten, welche die französischen Monarchen nothgedrungen in ihren Kriegen verwenden mußten. Nach dem Lehenrechte war der Vasall dem Souverän nur auf kurze Zeit zum Kriegsdienste verpflichtet und wurde dieser je zuweilen aus persönlichem Interesse und Rücksichten verlängert, so geschah es ebenso oft aus Abneigung oder Eifersucht, daß einer seinen Beistand in dem Augenblicke entzog, wo dieser am Nothwendigsten war. Die Monarchen erkannten das Bedürfniß, Männer zu haben, über die sie befehlen konnten, und die Banden abenteuernder Soldaten, bekannt unter dem Namen Brabançonen, erwiesen sich stets in den Zeiten der Gefahr als nützliche Hülfstruppen. So lange man sie gut bezahlte, waren sie im Allgemeinen brav, geordnet, gehorsam; sobald der Sold aufhörte, zerstreuten sie sich unter ihren Führern, raubten, plünderten, verheerten, so den Sold, den der Souverän bei seinen beschränkten Finanzen nur in Zeiten absoluten Kriegführens aufzutreiben vermochte, auf eigene Faust erhebend. Aber auch in dieser neuen Sphäre verblieb ihnen ihr kriegerischer Stand, Ritter und Adelige blieben an ihrer Spitze, und wie sie im Heere die Eigenschaften des Mieth-

lings und Räubers mit denen des Soldaten vereinten, so mischte sich in Wald und Feld ihrer Raubsucht etwas von der offenherzigen Großmuth des Kriegers bei.

Ganz andern Ursprungs waren die Cotereaux, wofern wir Ducange Glauben schenken dürfen. Sie bildeten sich aus den entflohenen Leibeigenen und den zerstreuten Trümmern der manchfachen Banden empörter Bauern, die von Zeit zu Zeit, obwohl vergebens, das tyrannische Joch ihrer Lehensherrn abzuschütteln versuchten.

Diese thaten sich in Haufen von gar verschiedener Stärke zusammen, von zehn bis zu tausenden, und führten einen unaufhörlichen Krieg mit dem Gemeinwesen aus dem sie getreten. Freilich handelten sie dabei nicht nach einem System, ja es belebte sie kein allgemeines Gefühl, wenn nicht Raubsucht und die absolute Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung.

Der Routier endlich war der gemeine Ränber, der entweder auf eigene Faust sein Wesen trieb, Leben um Leben wagte mit Jedem der ihm begegnete, oder mit Andern verbunden das Gewerbe des Coterel theilte, mit dem man ihn gar oft verwechselte und von dem er sich kaum unterschied, wenn nicht in seinem Ursprunge.

Während Wald und Wildniß solcher Weise Leute beherbergte, die auf ihre Nebenmenschen Jagd machten, waren Schlösser und Städte von zwei Racen bewohnt, die zwar als Herr und Leibeigener in einer Vereinigung standen, aber in einer solchen, die nicht von Dauer seyn konnte, da beide Theile dem Scheidepunkte mit schnellen Schritten entgegen-

eilten. Der Herr stand auf dem Gipfel seiner Macht, ohne eine andere Aussicht als auf endliches Herabsteigen, der Bürger strebte bereits nach Freiheit und wurde stark durch Verbrüderung.

Stets Tyrannen, und oft Räuber dazu, hatten die Feudalherren in letzter Zeit durch ihre Erhebung in den Orden der Ritterschaft einen gewissen Anstrich von Verfeinerung gewonnen. Artigkeit verband sich mit Tapferkeit, der Gesang erwachte und lieh seine Stimme dem Ruhme, und das Lied des Troubadour trug die Kunde großer Thaten von Land zu Lande, für den Ritter das Ziel seines Ehrgeizes zugleich und sein Lohn. Daneben geißelte die bittere Satyre des Sirvente (Strafliedes) oder das spielende Gleichniß des Fabliau alles Niedrige und Unedle und enthüllte das Unloyale und Unartige vor dem allmächtigen Tribunal der öffentlichen Meinung.

Noch müssen wir Einiges über das Ritterwesen sagen, von dessen Geschichte ich keine bessere Skizze zu geben weiß, als mit den beredten Worten des Commentators des Heiligen Pelagius. *

„Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts erbarmten sich einige arme Adelige, welche die Nothwendigkeit gesetzlichen Widerstands vereint und das aus der Menge souveräner Herrschaften hervorgehende Unwesen aufgeschreckt hatte, der Thränen und des Jammers der Volksmasse. Unter Anrufung Gottes und des heiligen Georg reichten sie sich die Hand zum Schutze des Unterdrückten und stellten den

* Charles Nodier.

Schwachen unter den Schirm ihres Schwerts. Einfach in ihrer Kleidung, strenge in ihren Grundsätzen, demüthig nach dem Siege, fest im Unglück, erwarben sie sich in Kurzem unbegrenztes Ansehen.

„Das dankbare Volk in seiner einfachen, gläubigen Freude verschlang begierig alle die wundersamen Mähren von der Tapferkeit dieser seiner Befreier und schloß sie neben den himmlischen Mächten in sein Gebet ein. So natürlich däucht es dem Unglücke Diejenigen zu vergöttern, die ihm Trost bringen.

„In jenen alten Zeiten wo Gewalt als Recht, galt Muth als Tugend. Diese Männer nun, zuletzt mit dem Namen „Ritter" bezeichnet, trieben ihre Tugend bis zum höchsten Grade. Feigheit ward unter ihnen bestraft als unverzeihliches Vergehen. Falschheit war ihnen ein Greuel, Treulosigkeit und Eidbruch brandmarkten sie mit Infamie, und die gefeiertsten Schriftsteller des Alterthums haben nichts, was sich mit ihren Statuten vergleichen ließe.

„Der Kriegerbund bewahrte über ein Jahrhundert seine ursprüngliche Einfachheit, weil die Umstände, die ihn veranlaßt, sich nur langsam änderten. Als aber eine große politische und religiöse Bewegung den nahen Ausbruch der geistigen Revolution bekundete, nahm das Ritterthum legale Form an und einen Rang unter gesetzlichen Instituten.

„Kreuzzüge und Städte-Emanzipationen, die Erdfernen des Feudalsystems, sind auch die beiden Ereignisse, die zur Zerstörung des Ritterwesens am meisten beitrugen. Wahr ist's, daß es sich gerade damals im Zenith seines Glanzes

befand, aber es verlor seine Unabhängigkeit, die Quelle seiner Tugenden, und seine einfache Weise.

„Bald wurden die Könige des Vortheils gewahr, den sie aus einer solchen bewaffneten Verbrüderung ziehen mochten, indem sich diese zu einer Mittelmacht zwischen der Krone und den übermächtigen Vasallen, die sämmtliche Prärogative jener insurpirten, gar vortrefflich eignete. Von diesem Augenblicke an legten sie sich das Recht der Rerernennungen bei und banden diese ihre Creaturen mit allen bei Lehen-Investituren gebräuchlichen Formen an den Thron. Allein der besondere Charakter jener Zeiten war nun einmal das Privilegienrecht, und die Krone konnte kein neues Vorrecht einführen, ohne daß sich der Adel dieselbe Befugniß beilegte. So ahmten denn die Großlehenträger ihren Monarchen auch hierin nach: nicht nur schufen sie Ritter, sondern dieser Titel, durch die Dankbarkeit der Nation geadelt, wurde ihr erbliches Privileg. Dabei blieb es nicht, auch geringere Lehenbesitzer ahmten ihre Souveräne nach, und so verlor das Ritterthum seine ehemalige Einheit. Es war nun nichts weiter als eine ehrenvolle Auszeichnung, deren Grundsätze übrigens lange Zeit einen glücklichen Einfluß auf die Geschicke des Volkes üben."

Das war der Zustand Frankreichs gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Ein Monarch mit beschränkten Einkünften und beschnittenen Ueberrechten, eine Menge kleiner Souveräne, despotischer Beherrscher ihres Gebiets, ein ritterlicher, kühner Adel, eine Bevölkerung von Leibeigenen, die so eben von Freiheit träumen lernte, ein reicher Boden mit

Wäldern bedeckt und beinahe ganz sich selbst überlassen, eine unverhältnißmäßige Zahl der Unterthanen vom Raube lebend, neben gänzlichem Mangel an Polizei und bürgerlichem Regiment.

Zu Anfang unserer Erzählung war der Kreuzzug gegen Saladin beendigt, Richard Löwenherz todt, und Konstantinopel so eben in die Hände eines Corps französischer Ritter gefallen. Johann ohne Land hielt das Scepter der englischen Könige mit schwacher Hand und elendem, verzagten Gemüthe, während Philipp August mit hochfliegenden Planen aber beschränkter Gewalt auf dem französischen Throne saß, und durch den kräftigen Impuls eines mächtigen, obzwar leidenschaftlichen und unregelmäßigen, Geistes sein Reich und mit ihm Europa späteren, freilich noch weit entfernten Tagen von Größe und Civilisation entgegendrängte.

Zweites Kapitel.

Vor siebenhundert Jahren glänzte dieselbe heitere Sommersonne in all der segenreichen Majestät ihres Lichts, wie sie nun wieder vor meinen Augen dahinrollt. Es war im Maimonate und alles in der Natur schien von erneuter Jugendkraft durchdrungen. Ein leichtes Säuseln in den Lüften führte manch flüchtigen Schatten über Berg, Ebene und Wald. Auch in der Atmosphäre regte sich eine Frühlingskraft, nicht anders als wenn die Luft selbst erst im Kinderkleide spielte. Die Erde aber war voll Blumen und

der Hain voll Stimmen und Gesang, und aromatische Wohlgerüche würzten den Dunstkreis.

An diesem Morgen begegnen wir einer Wander-Truppe, die langsam an der südöstlichen Seite der berühmten Goldberge in Auvergne hinansteigt. Die Straße, durch den ungeheuren Forst am Fuße der Höhen sich schlangenartig hinwendend, wies und verbarg abwechselnd die jähen Bergspitzen, die aus der dichten Waldbekleidung hervorbrachen und ihre kalten, blauen Gipfel dem vollen Blicke der Morgensonne entgegenboten. Hie und da wo es um eine scharfe Felsecke herumging, an die sich die Bäume gedrängt anschloßen, hatte das Auge vollen Raum über Thäler und Hügel und jenseitige Flächen den fernen Zug des Allierflusses ins Land hinaus zu begleiten. Selbst dort endigte die Aussicht noch nicht, vielmehr dehnten sich die Ebenen, einer unten ausgebreiteten Landkarte gleichend, bis zum Horizont aus, und wenige schwache blaue Schatten, in Kegel- und Spitzform sich erhebend, ließen ungewiß ob die Alpen hier die Aussicht begrenzten, oder ob nicht einige phantastische Wolken sich mit der lieben Berückerin Phantasie zu Täuschung des Auges verbanden.

Ein andermal schien sich der Weg in das Innerste des Bergs zu senken, zwischen losgerissenen, schwarzen Felsen und hohen grauen Basaltsäulen, deren gebrochene Trümmer zu beiden Seiten zerstreut lagen. Tausendfältige Sträuche und Blumen wanden sich zum Spott um diese Trümmer, und die hervorbrechenden Wurzeln der breiten alten Bäume drückten sie darnieder mit schwerem Griffe, als gält' es

darzuthun das Uebergewicht vegetabilen Lebens über das kalte, träge, leblose Gestein.

Zuweilen thürmten sich auch zu beiden Seiten hohe Bergmassen empor, die alles in mitten Liegende mit dem Schatten der Nacht bedeckten, so daß das glänzende gelbe Licht, durch die Baumwipfel und ihr wie von flüssigem Gold glühendes Blätterwerk strömend, und der Glanz des klaren blauen Aethers von oben die einzigen Spuren des Sommers waren, die in diese Vertiefung drangen. Plötzlich erweiterte sich die Scene, ein geräumiger Grasplatz folgte auf die Schlucht, der volle Sonnenschein beschien den Weg, und dieser, mitten durch den Staub des Wasserfalls führend, nahm Theil an den tausend Farben des Regenbogens, den jener spiegelte.

Es war ein Anblick und ein Morgen jenen Tagen ungetrübter Seligkeit vergleichbar, die sich zuweilen auf dem Pfade der Jugend finden, freilich selten und doch so schön. Selbst das Wilde an der Scene war lieblich, und unsere Wandertruppe vermehrte das Interesse des Ganzen durch das Merkmal socialen Verkehrs, das sie an die Stelle vollkommener Einsamkeit setzte.

Auch die Art und Weise des Vorwärtsrückens, den Formen eines kriegerischen Aufzugs völlig entsprechend, verlieh der Gruppe etwas Malerisches. Ein Knappe auf kräftigem, starkbeinigem Pferde ritt den Uebrigen um etwa fünfzig Schritte voraus. Er war ein hoher, ansehnlicher Mann von dunkler Gesichtsfarbe und markirten Zügen, und unter der buschigen gewölbten Braue lugte ein großes, feu-

tiges, schwarzes Auge hervor, das nach allen Seiten die Scene beherrschte und auch den unbedeutendsten Gegenstand in der Runde zu erspähen schien. Er trug Küraß und Stahlhaube, Schwerdt und Dolch, aber die abweichende Form und die rohe Arbeit ließ eine Verwechslung seiner Waffen mit denen eines Ritters nicht zu. Die ihm zunächst folgten, gehörten augenscheinlich einer andern Classe an; es waren zwei junge Männer, jeder mit einem breiten Kreuz auf dem Rücken und einem kleinen Palmzweige auf der Mütze. Der eine — er ritt zur rechten Hand — trug mit Ausnahme des Haupts und der Arme eine Rüstung von Stahlplatten,* gar wundersam eingelegt mit Gold in tausend zierlichen phantastischen Arabesken, eine Kunst, die zuerst in Damascus zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht ward. Wie gesagt fehlten die Panzerhandschuhe und Armschienen, so daß die Aermel eines gestickten scharlachrothen seidenen Wamses zu sehen waren, denen sich weite Handschuhe von dickem Büffelleder anschlossen. Die Stelle des Helms vertrat ein breiter brauner Hut, hinten in eine lange Spitze ausge-

* Höchst auffallend wird in einer Kritik über Sir Walter Scotts vortreffliche Romane behauptet, vollständige Stahlrüstung sey in der Zeit, wovon hier die Rede, nicht gebräuchlich gewesen. Allerdings war das Panzerhemd von Stahlringen sehr in der Mode, daneben wurde aber auch vollständige Rüstung getragen. Wilhelm von Bretagne führt in seinem Gedicht von Philipp August einen seiner Helden an, der nicht nur einen Küraß, sondern noch einen stählernen Brustharnisch darunter trug. Er beschreibt ferner die verschiedenen Waffenstücke des in der Schlacht bei Bouvines gefangenen Grafen von Boulogne. Sie geben das Gemälde eines Ritters in voller Rüstung.

schnitten, die fast bis auf den Rücken des Pferdes hinabfiel. Die vorderen Theile dieser Kopfbedeckung beschatteten ein Gesicht, das, ohne auffallend hübsch zu seyn, doch edel war und voll Würde in seinem Ausdrucke, wenn auch bewölkt von einem schwermüthigen Anfluge, welcher der Wange manch tiefe Linie eingedrückt, die Stirne mit bleibenden aber keineswegs finstern Runzeln bezogen hatte.

Von Gestalt war er allem Anschein nach breitschultrig und kräftig, obwohl die Stahlplatten der Rüstung die bestimmten Umrisse großentheils verbargen. Gleichwohl ließ sich in seiner Haltung eine leichte Grazie nicht verkennen, die, fast ans Nachlässige grenzend, durch die steife Rüstung nur um so deutlicher durchschimmerte. Seine Züge gehörten dem Kreise der Adlernasen an und ein gewisses Etwas darin verrieth lebhafte, heftige Leidenschaft, während der ruhige, melancholische Ausdruck der großen dunkeln Augen solcher Voraussetzung geradezu widersprach.

Das Pferd, das den Ritter trug, war ein hoher, starker deutscher Hengst, glänzend schwarz von Farbe wie Gagat. Obzwar an Stärke einem andern Pferde, das ein Diener nachführte, nicht ganz gewachsen, war es doch, durch keinerlei Pferderüstung beschwert, dem Gewichte des Reiters mit seinen Angriffs- und Vertheidigungswaffen gewachsen.

Des Kreuzfahrers Gefährte — Palme und Kreuz bezeichneten sie als vom heiligen Grabe Heimkehrende — bildete zu Jenem den vollsten Gegensatz. Er war ein schöner Mann, um dessen breite, hohe Stirn eine üppige Fülle kastanienbrauner Haare sich ringelte, die, hinten zu einer un-

geheuren Länge angewachsen, in dichten Massen über die Schultern fiel. Sein Auge gehörte jener langgeschnittenen, vollen, grauen Classe an, die, wenn mit dunkeln Lidern befranst, dem Gesichte einen gedankenvollern Ausdruck verleiht, als selbst dunklere Augen, und so würde es sich auch mit dem seinen verhalten haben, hätte nicht das klare lebhafte Feuer beständig gewechselt mit einem leichten spielenden Zug um die Lippe, der voll heitern Scherzes zu seyn schien.

Er mochte ein Vier- bis Fünfundzwanziger seyn, vielleicht etwas mehr, denn sein Gesicht war eines von denen, die lange die Jugendfrische bewahren, und an denen sich Sorgen und Arbeiten Jahre lang vergeblich abmühen. Und doch gab die bronzene Röthe der ursprünglich schönen Haut zur Genüge kund, daß sie lange geschmachtet unter einer glühenden Sonne, während die tiefe, übrigens gar nicht entstellende Narbe auf der einen Wange zum Wahrzeichen diente, daß der Mann seine Person auf dem Schlachtfelde nicht zu schonen pflegte.

Keine Zeit, kein Land ist von leerem Flitter frei, und so wenig derselbe mit den Werken kalten Eisens und blutiger Kämpfe sich zu vertragen scheint, war im Anzuge des jungen Ritters dennoch genug davon sichtbar. Sein Leib von der Schulter bis zur Mitte des Schenkels war mit einem glänzenden Panzerhemd von Stahlringen bedeckt, die, wie Glas geschliffen und flach auf einander liegend, im Sonnenschein glitzerten nicht anders als ob sie von Diamant wären. Auf dem Kopfe trug er eine grüne Sammtmütze in übereinstimmender Farbe mit dem Saum des Rocks, der, oben mit

Seide wattirt, über den Rand des Panzerhemds hinausging, daß die Ringe sich nicht am Nacken abrieben. Ueber das Ganze hing ein langer Mantel von feinem dunkelgrünem Tuche, auf der Schulter mit eingesticktem breitem rothen Kreuze prangend, der Auszeichnung des französischen Kreuzfahrers. Der Hut, lang und gespitzt wie bei seinem Gefährten, hing um den Hals, daß das graue Futter heraussah.

Er ritt einen schmächtigen, schönen Araber, schneeweiß an jedem Theile des Körpers, außer wo um die Nüstern und die Flechsen an Fesseln und Hufen das Weiße in ein feines Blaßroth überging. Nach den schlanken Gliedern und der sich biegenden Geschmeidigkeit bei jedem Schritte zu schließen, mochte man dem Pferde kaum die Kraft zutrauen, einen so großen, gewaltigen, mit Stahl bedeckten Mann fortzuschleppen, aber das stolz in die Höhe geworfene Haupt, das Schnauben der weiten Nüstern und die Gluth der krystallhellen Augen bekundete eine Welt von unerschöpfter Stärke und Raschheit, während die Staubmasse, die sich auf der ganzen Kavalkade gelagert, für die lange Dauer des heute schon bestandenen Marsches zeugte. Hinter jedem Ritter, wofern nicht die Enge des Wegs zu Aenderung der Marschordnung nöthigte, zog ein Diener mit einem Schlachtrosse an der rechten Hand; andere Knechte folgten, jeder mit irgend einem Stücke der Angriffs- und Vertheidigungswaffen seines Herrn beschwert.

Dabei war nicht zu verkennen, daß die Waffen des zuerst genannten Ritters unter gar viele Leute vertheilt waren. Der Eine hielt dessen Helm aufrecht auf dem Sattelknopfe,

der Andere die Armschienen und Panzerhandschuhe. Dagegen hatten die Diener des zweiten, beschränkter an Zahl, sich mit einer schwerern Bürde zu schleppen.

An das eigentliche Gefolge reihte sich ein Troß von Knechten, die noch mehrere Handpferde führten, worunter ein Paar von arabischer Zucht, und endlich schloß ein kleines Häuflein Bogenschützen den Zug.

Lange setzten die beiden Ritter in völligem Schweigen ihren Weg fort, bald sich zur Seite reitend, bald der eine oder andere voraus, je nachdem sich die Straße den langen gewundenen Pfad an der Bergseite hinauf erweiterte oder verengte. Der Erste — wir nennen ihn trotz der unbedeutenden Altersverschiedenheit den ältern — schien zu tief versenkt in seine eigenen Gedanken, um ein Gespräch zu wünschen, ja nur zu gestatten. Er hielt fortwährend die Augen nachdenklich auf den Weg vor ihm geheftet, ohne seinem Begleiter einen einzigen Blick zuzuwerfen. Dieser dagegen ließ das entzückte Auge nach allen Seiten über die wunderbare Gegend schweifen, vollauf beschäftigt, wie es schien, mit all den lieblichen Bildern, die sich ihm überall aufdrängten. Zeitweise jedoch warf er seinem Gefährten einen Blick zu, und der düstere Ernst in Jenes Zügen ermangelte nicht auf seinem Gesichte einen sympathetischen Schatten hervor zu rufen. Gelegentlich schien ihn auch eine Anwandlung von Ungeduld heimzusuchen, als könnte er sich über Dies oder Jenes der Worte kaum erwehren. Allein die kalte, gleichgültige Miene des Andern schien seinem Munde jedesmal einen Zügel anzulegen, und der leblosen Natur sich wie-

der zuwendend, unterdrückte er augenscheinlich mehr als einmal das Wort auf seinen Lippen, oder er machte sich Luft im unverständlichen Summen einiger Lieder oder Sirventestrophen. Endlich schien er den Zwang nicht länger auszuhalten, er zog den Zügel an, brachte sein Pferd zu augenblicklichem Stehen und rief:

„Ists möglich, werther Herr von Auvergne, kann Euch der Schauplatz Eures eigenen schönen Landes keine Sylbe, keinen Blick entlocken?“ Indem er noch sprach brachte er sein Pferd wieder in Bewegung, und streckte die Linke nach der schönen Vedute, welche die Waldöffnung darbot, nicht anders als rathe er ihr zu appelliren an das Herz des kalten Mannes und ihn zu schelten über seine Gleichgültigkeit.

Graf d'Auvergne erhob die Augen, und ließ sie eine Weile auf der Scene ruhen, dann sah er dem Freunde ins Gesicht und erwiederte gelassen:

„Hätte mir Einer vor fünf Jahren solches prophezeit, Guy von Coucy, ich würd' ihn Lügen gestraft haben.“

Guy von Coucy enthielt sich einer directen Antwort, er nahm seinen Sang wieder vor und trillerte vor sich hin:

„Erzählst du deine Sorge, magst du finden,
Daß du die Saat gesäet leeren Winden,
Behältst du sie für dich in deinem Herzen,
Nährst du die Schlange dir zu eitel Schmerzen.“

„Ganz richtig, de Coucy, ich hab's erfahren, nur zu bitter,“ versetzte der Graf. „Aber ich hab' Euch immer heiter und glücklich gesehen seit der ersten Stunde unserer

Genossenschaft. Warum sollt' ich Eure Ruhe stören mit Sorgen, die nicht die Euren?"

„Wahrhaftig, lieber Graf, ich verstehe Euch," erwiederte der Andere lachend. „Ihr wollt sagen, Ihr hättet mich stets für fröhlicher gehalten als weise, für passender eine grämliche Gesellschaft aufzuheitern, als einer traurigen Mähre zu lauschen. Ich bin Euch ein besserer Kamerad bei Lärm und Scherz, als in Ernst und Sorgen, und Ihr habt Recht, letztere liebe ich nicht. Ists nun aber nicht der größte Freundschaftsbeweis, wenn ich, den Sorgen gram, wie man nur immer seyn kann, Euch um Mittheilung der Eurigen bitte?"

„So ist es," antwortete der Graf, „gleichwohl will ich Eure Freundschaft in solchem Maße nicht in Anspruch nehmen. Meine Sorgen sind so gewichtiger Art, daß ich sie auf kein leichtes Männerherz wälzen möchte. Allerdings habe ich ihnen über Gebühr nachgegeben, allein der Anblick meines Heimathlandes, schön und lieblich wie es ist, hat in meiner Brust die Erinnerung an auf immer entschwundene Hoffnungen und Freuden geweckt, so daß ich meiner weniger Herr war als gewöhnlich."

„Pfui, pfui," rief sein Freund, „Thibaut von Auvergne, willst Du mich glauben machen, das Herz eines kühnen Ritters wetteifere an Zerbrechlichkeit mit einem Buchfinkenei, das, von einer Katzenpfote berührt, völlig zerbricht? Nein, nein, selbst in der Tiefe des Uebels steckt noch Trost, dem Honig ähnlich, den der gute Ritter, Herr Simson, im Rachen

des Löwen fand, den er auf einer Jagd des Sarazenenkönigs erlegte."

„Ihr meint, als er hinabging zu den Philistern," sagte der Graf mit leisem Lächeln, obzwar dergleichen Verstöße dazumal keine Seltenheit waren. Auch hatte sich Coucy in scherzhaftem Tone ausgedrückt, als lache er selbst über die affektirte Unwissenheit.

„Schon gut," erwiederte er, „es ist alles einerlei. Aber, wie gesagt, für jedes Uebel gibt es Trost. Hast Du Deinen liebsten Freund verloren auf dem Schlachtfelde? Danke Gott, daß er ritterlich starb in seinem Harnische. Hast Du *Dein Besitzthum* dem Juden verpfändet? Danke Gott, Du *magst ihm* nach Herzenslust fluchen in dieser Welt und bist seiner Verdammung gewiß in der künftigen." Der Graf lächelte und jener fuhr fort, froh ihn einen Augenblick sich selbst entrückt zu haben: „Ist Dein Falke durchgegangen? Sprich von einem elenden Vogel, einem nachläßigen Falkner, und nenn's einen guten Verlust. Erwies sich Deine Dame kalt? Hat Dich Deine Herrin betrogen? Such' eine wärmere, treuere, und laß Dich nochmals täuschen zu Deinem Glücke."

Die Röthe stieg dem Grafen ins Gesicht und nahm ebenso schnell wieder Abschied, seine Blicke sprühten Feuer, aber als er volle Absichtslosigkeit zu beleidigen in Coucy's offenem Gesichte las, verhielt er sich schweigend, obwohl er sich in die Lippe biß, daß die Zähne einen tiefen weißen Einschnitt zurückließen.

„Pfui, pfui, d'Auvergne," fuhr Coucy fort, ohne auf

die Wirkung seiner letzten Worte Acht zu haben. „Du, ein Ritter, der mehr Sarazenenköpfe abgeschlagen, als Schellen an Deines Pferdes Brustriemen sind, wärst nicht im Stande, einen so schwarzen Schuft vom Pferde zu setzen wie diese Schwermuth? Du, der am heiligen Grabe gekniet,“ fuhr er in würdigerem Tone fort, „fändest nicht Hoffnung im Glauben, nicht Trost in dem gesegneten Erlöser, für dessen Kreuz Du gestritten!“

Der Graf sah sich um, betroffen über die ungewohnte Saite, die in dem letzten Theil der Sprache des Gefährten erklang, aber Coucy hatte sie nur momentan berührt, er sprang plötzlich davon ab, und fuhr in derselben leichten Weise fort, womit er begonnen. „Schwermuth,“ rief er mit lauter Stimme, indem er den Handschuh auszog, als wollte er ihn zum Kampfe hinwerfen, „Schwermuth, und ihr alle, die ihr sie hätschelt, Liebe, Eifersucht, Haß, Furcht, Armuth und dergleichen mehr, ich nenne Euch falsche Schufte und biet' Euch allen Trotz! Da liegt mein Handschuh!“ und nun holte er aus, als wärf' er ihn zu Boden.

„Ah, Coucy!“ sagte d'Auvergne mit melancholischem Lächeln, „Euer leichter Sinn wußte nie von Liebe, und mag sie wohl nie kennen lernen.“

„Beim Kruzifix, da thut Ihr mir Unrecht,“ rief der Freund — „und zwar schweres Unrecht! Ich fordere Euch auf in allen Registern der europäischen Ritterschaft einen Mann auszufinden, der so oft verliebt gewesen als ich, ja wohl — lacht immerhin — mit allen Zeichen der treusten, innigsten Liebe obendrein. Während meines Liebeshandels

mit der schwäbischen Prinzeß, seufzt' ich nicht dreimal jeden Morgen, nieste ich nicht zuweilen ebenso oft? Wohlgemerkt, es war Winter und ich pflegte die Hälfte der Nacht unter ihrem Fenster zuzubringen. Und als ich in die Tochter Tancreds von Sizilien verliebt war, rann ich nicht sieben Mal für sie in den Schranken und zwar mit den besten Kämpen Englands und Frankreichs, in meinem seidenen Wamms ohne andere Waffen und Rüstung als die Lanze in der Hand und den Schild am Arme? Und wie, als ich verschossen war in die hübsche Markgräfin von Syrakus, ritt ich nicht einen ganzen Tag lang auf einer Mähre, ohne es nur zu wissen, *und zwar aus* reiner Geistesabwesenheit und inniger Liebe? Einmal war ich gar in alle Damen Cyperns auf einmal verliebt, und sang Lieder, schrieb Sirventes für alle zugleich."

„Das Stechen im Wamms," erwiederte d'Auvergne, „bewies Eure Furchtlosigkeit, das Reiten auf der Mähre Eure wunderliche Laune, keines von Beiden aber Eure Liebe, mein lieber de Coucy. Aber sieh, der Weg führt ins Thal hinab. Entweder habe ich, gar seltsamlich, mein Heimathland vergessen, oder Euer grämlicher Knappe hat uns den unrechten Weg geführt, und wir wenden uns vom Puy den Thälern der Dôme zu. Holla, Gesell!" fuhr er, die Stimme erhebend, fort: „Weißt Du wirklich, daß Du uns recht führst?"

„Da ist nichts von Cotereaux zu sehen, noch von Brabançonen, noch von Routiers, überhaupt keine Spur von einer lebenden Creatur, weder rechts noch links, gestrenger

Herr," erwiederte der Knappe in abgemessenem Soldatenton, ohne das Haupt zu wenden oder den Schritt im Geringsten zu mäßigen.

„Ob Du uns die rechte Straße führst?" frage ich, wiederholte der Graf.

„Das weiß ich nicht, gestrenger Herr," war die Antwort, „ich ward vorgeschoben zur Spähe gegen Gefahr ohne den Befehl den rechten Weg zu suchen." Und nun ritt er auf dem unrechten Weg so ruhig fürbaß, als stände die Richtung ganz außer Frage.

„Halt!" rief Coucy; der Krieger gehorchte und die beiden Ritter gingen einen Augenblick mit sich zu Rath über ihr weiteres Beginnen. Endlich ward beschlossen, lieber denselben Weg noch eine Strecke weit fortzusetzen als nach so langem Marsch wieder umzukehren. „Wir müssen bald an irgend ein Schloß oder sonstige Wohnung kommen," sagte Coucy, „im schlimmsten Falle stoßen wir auf einen Eurer Schäfer, der uns den Weg zur Kapelle weist. Aber Hugo de Barre, Du hättest uns meines Erachtens früher sagen sollen, daß Du des Wegs nicht kundig."

„Nun, guter Herr Ritter!" erwiederte der Knappe, seinem eigenen Herrn dreister Rede und Antwort gebend, „Niemand wußte ja besser als Ihr, daß ich mein Lebtage nie in Auvergne gewesen. Hörtet Ihr je, daß ich meine Hütte und Scholle verlassen, außer um meinem guten Herrn, dem Baron, Eurem verstorbenen Vater, einen vierzigtägigen Vasallenritt zu leisten gegen den Feind? Das war mein

einziger Dienst, ehe ich das gebenedeiete Kreuz nahm und auf die Narrenfahrt zog ins heilige Land."

„Wie, Bursche!" rief Coucy, „Du nennst den heiligen Kreuzzug eine Narrenfahrt? Schweig, und vorwärts. Du bist eine gute Schildwache und tüchtiger Soldat, sonst taugst Du zu nichts."

Der Knappe erwiederte nichts, sondern ritt schweigend fürbaß, im Augenblick wieder das frühere Späheramt übernehmend, indem er das Auge mit solcher Schnelligkeit und gewissenhaften Pünktlichkeit über jeden Gegenstand gleiten ließ, daß ein Hinterhalt kaum verborgen bleiben konnte. Die Ritter und ihre Begleiter folgten, der Weg wand sich um eine Bergecke, und auf der andern Seite fanden sie, daß derselbe statt hinabzuführen, aufs Neue bergan ging, und zwar eine steile Höhe hinauf, die mit jedem Schritte neue Züge von Größe und Erhabenheit gewann, bis das Romantische ins Furchtbare überzugehen drohte. Allmählig hörte der Graswuchs auf und die Felsen rückten auf beiden Seiten dermaßen zusammen, daß sie kaum nothwendigen Raum für die Straße übrig ließen, mit einer engen tiefen Schlucht an deren Seite. Wo das dichte Gebüsch letztere dem Auge offen ließ, sah man auf ihrem Grunde den Bergstrom über ungeheure Blöcke schwarzer Lava, sämmtlich von der Gewalt des Wassers zu seltsamen Formen ausgespült, sich brausend wälzen. Hoch zu Häupten der Wanderer erhob sich auf beiden Seiten eine Reihe gigantischer Basaltsäulen, auf deren Gipfel einige alte schwarze Fichten hausten, die, siebenzig

bis achtzig Fuß in die Luft hinausragend, der Riesencolonnade zum Fries zu dienen schienen.

Coucy sah empor mit ehrfurchtsvollem Lächeln. „Könnt Ihr Euch nicht vorstellen, d'Auvergne," sagte er, „wir zögen durch den Porticus eines Tempels, den irgend ein Unhold von Zauberer dem bösen Geiste errichtet? Beim heiligen Kreuze, eine große, ehrfurchtgebietende Scene! So erhaben stellt' ich mir Dein Auvergne nicht vor."

Indem er noch sprach, hielt der vorausreitende Knappe plötzlich an, und kehrte sich mit dem Rufe um:

„Die Straße endet hier, gestrenger Herr. Die Brücke ist abgebrochen, weiteres Vorrücken unmöglich."

„Bei meinem Augenlichte, ein unglücklicher Umstand," rief Coucy. „Aber laßt uns jedenfalls sehen, ehe wir umkehren." Damit ritt er vorwärts zum Standorte des Knappen.

Aber es war wie dieser gesagt hatte. Jedes weitere Vorrücken in gerader Linie war durch eine ungeheure Lavamasse abgeschnitten, die wahrscheinlich seit unfürdenklichen Jahren da gelegen hatte. Schon zur Zeit der Entstehung der Straße — augenscheinlich eines Römerwerks — hatte dasselbe Hinderniß obgewaltet, denn statt den Weg in dieser Richtung an der Hügelseite hin fortzusetzen, war ein einzelner Bogen über die enge Schlucht geworfen worden, und die Straße lief auf der andern Seite durch gesprengte Felsen fort. Aber auch diese Oeffnung bot Coucy's und seines Gefährten Augen nichts als einen leeren Raum, den im Hintergrund der klare blaue Himmel ausfüllte. Unsere

Wanderer blieben eine Weile stehen und starrten die gebrochene Brücke und die jenseitige Straße an mit jener Art beredten Schweigens, die gewöhnlich vorausgeht, ehe man sich in eine unangenehme Nothwendigkeit fügt. Endlich winkte der jüngere Ritter einem seiner Knappen mit dem Rufe: „Helm und Schwert her!"

„Nun in Gottes Namen! welchen Rolandsstreich habt Ihr im Sinne, de Coucy?" rief Graf d'Auvergne, indem er den Gefährten aufmerksam beobachtete, wie dieser dem Knappen den Helm abnahm und sich das lange gerade Schwert umschnallte. „Wollt Ihr etwa den Lavafels entzwei spalten, oder die Schlucht, den Schild als Brücke, passiren?"

„Keines von beiden," erwiederte der Ritter lächelnd, „aber ich höre Stimmen, vom Winde aus der jenseitigen Spalte herübergetragen, und ich setze hinüber nach dem Wege zu fragen."

„Ihr seyd wahnsinnig, de Coucy!" rief der Graf. „Euer Muth geht in Wahnsinn über. Nicht Mann, noch Roß hält den Sprung aus."

„Pah! Ihr kennt Zerbilins Eigenschaften nicht," sagte Coucy, dem schlanken Araber den Schwanenhals streichelnd, „und doch habt Ihr von ihm größere Sätze gesehen als diesen."

„Aber seht Ihr denn nicht, daß das Erdreich jenseits in die Höhe steigt," fuhr der Graf dringend fort. „Das Pferd hat ja keinen festen Halt für die Hufe, überdieß ist es müde."

„Müde!" rief der Andere, „Unsinn! Macht Platz!"

Trotz aller Vorstellungen riß er das Pferd etwas rücklings und spornte es dann zum Sprunge. Das folgsame Thier galoppirte bis zum Rande, schoß dann vorwärts wie ein Pfeil und war auf der andern Seite. Dennoch hatte Graf d'Auvergne richtig prophezeit. Der jenseitige Weg, vom Rande an aufwärts steigend, war mit losen vulkanischen Schlacken bedeckt, die keine feste Stelle boten, so daß das Pferd trotz des gelungenen Sprungs im nächsten Augenblicke rückwärts glitschte und mit dem Reiter in die Schlucht hinabrollte.

„Jesus Maria," rief der Graf, vom Pferde springend, und an den Rand der Schlucht eilend. „De Coucy!" rief er, „lebt Ihr?"

„Ja wohl!" antwortete eine schwache Stimme von unten, „und Zerbilin hat keinen Schaden genommen."

„Aber Ihr, de Coucy?" rief der Freund, „wie steht es mit Euch?"

Ein Aechzen war die einzige Antwort.

Drittes Kapitel.

Umsonst sah Graf d'Auvergne in die Schlucht hinab, um von dem waghalsigen Freunde etwas zu erspähen. Eine dichte Gesträuchmasse ragte über die jähe Felsspitze hinaus und entzog was unten vorging seinem Blicke. Mittlerweile war auch Hugo de Barre, der Knappe, der den Zug geführt, vom Pferde gesprungen und schon halbwegs überm Rande

in emsigem Hinabsteigen begriffen, als sich eine tiefe Stimme von unten herauf vernehmen ließ mit den Worten: „Bleibt droben! Versucht nicht herab zu kommen, Ihr zieht Felsen und lose Steine auf unsere Köpfe herab, daß wir sammt und sonders des Todes sind."

„Wer spricht da drunten?" rief der Graf.

„Einer der Eremiten von unsrer Lieben Frauen Kapelle vom Goldberg," erwiederte die Stimme. „Seyd Ihr des Ritters Freunde, so macht eine rückgängige Bewegung; tausend Schritte rückwärts findet Ihr linker Hand einen Pfad, der zur Straße führt am Wasser. Seyd Ihr aber Feinde, die ihn zu dem entsetzlichen Sprunge genöthigt, so zieht von dannen, denn er liegt gerade am Fuße des Kreuzes."

Ohne sich zur Antwort Zeit zu nehmen, ritt der Graf nach des Eremiten Weisung zurück und fand unschwer den Pfad, den sie zuvor passirt, aber kaum in Acht genommen hatten, da er augenscheinlich nach einer ihrem Reiseziel entgegengesetzten Richtung führte. Auf diesem Wege erreichten sie in Kurzem die Tiefe der Schlucht, wo sie eine gute, wie es schien zwischen die Felsen, über die sie gezogen, und den kleinen Bergstrom eingezwängte Straße fanden. Eine Strecke lang schnitten ihnen die Krümmungen der Tiefe und die vorspringenden Felsen jede Aussicht in die Ferne ab, aber auf einmal sahen sie eine Menschengruppe vor sich, die, zu Pferd und zu Fuß und beiden Geschlechtern angehörend, Coucy's schönen Araber Zerbilin umstand. Das Thier, beschmutzt und da und dort geritzt, zitterte vor Angst und über der Anstrengung im Falle, war aber im Ganzen unversehrt, und

ließ ein langes, muthiges Wiehern in die Luft hinaus erschallen. Die Umstehenden stellten sich als das Gefolge eines abwesenden Herrn dar, denn es waren Knappen und Knechte in schmuckem Anzuge und weibliche Dienstboten und Kammerfrauen, die in Tand und Flitter kein Haar hinter jenen zurückblieben. Ein schöner, spanischer Zelter, wie er einer feinen Dame gebührte, stand in der Nähe, von einem jener alten Knappen gehalten, die damals das Pr vilegium, ihrer Gebieterin beim Auf- und Absitzen hülfreiche Hand zu leisten, gar grausam monopolisirten, wohl Niemanden zu größerem Verdrusse als den jungen Pagen und Knappen, die ihnen gern die Last abgenommen, besonders wenn die fragliche Dame jung und schön war. Nahe dabei stand ein starkes altes Pferd, augenscheinlich in Erwartung eines Herrn, der mit der Schönen abwesend war.

Zu Häupten der Gruppe, halbwegs den Felsen hinauf, erhob sich ein breites Kreuz auf einer vorspringenden Steinmasse und hinter ihm erschien die Mündung einer Höhle oder besser einer Aushöhlung, woraus man die Lavablöcke genommen zum Bau der erwähnten Brücke, die nun, gefallen von ihrem „hohen Standorte," das Flußbett überschwellen machte. Der Gang zur Höhle war belebt durch ab- und zugehende Personen, und der Graf schloß daraus, daß man seinen unglücklichen Freund daselbst untergebracht habe. Augenblicklich sprang er vom Pferde und machte sich durch die Gruppe von Pagen und Frauen Platz, die ihn und seine Bogenschützen etwas betroffen ansahen. Bald brachte ihn der schmale Pfad zur Höhle, wo er seinen Freund auf einem

Lager getrockneter Binsen ausgestreckt fand. Ein großer, hagerer, alter Mann, in brauner Kaputze und mit langem weißem Bart geschmückt, stand dem Verwundeten zur Seite, dessen Hand in der seinen haltend. Zwischen seinen Fingern hielt er eine Lanzette und ein Blutstrom begann so eben aus dem muskulösen Arm des Ritters in ein kleines hölzernes Becken zu fließen, das ein Page hielt.

Einige andere Personen standen daneben, von denen zwei genauere Erwähnung verdienen. Die erste war ein kleiner, untersetzter, alter Mann, mit einem Gesicht, das blühende Gesundheit und Kraft, und einem kleinen, scharfen, grauen Auge, dessen lebhafte Bewegung, verbunden mit der auf den leisesten Widerspruch alsbald gekrümmten Lippe und gerunzelten Stirne ein lebhaftes, ungeduldiges Temperament verkündete. Die zweite war ein Fräulein von neunzehn bis zwanzig Jahren, gar schlank von Gestalt, aber mit den vollen, schwellend gerundeten Contouren, wie sie das lieblichste Alter des Weibes bietet. Ihre Züge waren überaus fein und nirgends scharf, dennoch aber mit jener markirten Genauigkeit der Außenlinie geschnitten, die dem Schwunge des griechischen Meisels so herrlich gelungen. Die Augen waren lange geformt, groß und dunkel, und die schwarzen Lider, die sie beschatteten, senkten sich bei dem ernsten Blicke auf Coucy nieder und berührten die Wange. Das Haar, schwarz wie Gagat, fiel in einer dichten Lockenmasse um das Gesicht, während der Teint, obzwar von der besondern Schattirung, die von schwarzen Haaren und Augen unzertrennlich scheint, ausgezeichnet schön zu nennen und zart war wie Alabaster.

Ein sanftes, wunderbar anmuthiges Colorit lag auf den Wangen, bis es sich ins klare, reine Weiß der Schläfe verlor.

In jenen Tagen, wo allen Mitgliedern oder Aspiranten des Ritterthums Liebe eine Pflicht, Kälte eine Unehre war, lastete kein falsches Zartgefühl, keine Furcht sich bloß zu stellen, keine von den unzähligen kleinen Schicklichkeitsrücksichten, die heutiges Tags alle Gefühle des weiblichen Herzens paralysiren, seine ganze Natürlichkeit in Fesseln schlagen, auf den Damen. Vielmehr war es ihnen Pflicht, ihr Mitgefühl, ihre Theilnahme jedem guten Ritter zu schenken, der sich in Gefahr, im Unglück befand, und so kniete denn auch das schöne Wesen, das wir eben beschrieben, unter den Augen ihres Vaters, der sie mit ehrenwerthem Stolze betrachtete, an Coucy's Seite. Während der Eremit den Arm hielt, von dem das Blut gerade zu fließen begann, lagen die kleinen Finger ihrer sanften weißen Hand auf dem anderen sehnigen Gelenke des Bewußtlosen, und sie bewachte ängstlich das rückkehrende Leben.

In diesem Augenblick trat Graf d'Auvergne schweigend ein und blieb hinter dem Eremiten stehen. Ein Paar Sekunden später hatte auch Coucy's Knappe, Hugo de Barre, mit einem der Pagen, Beide ihrem jungen Gebieter von Herzen zugethan, die Höhe erklommen, und nun pflanzten sie sich an der Mündung der Höhle auf.

„Um Gottes willen, Hugo," rief der Page, „gebt nicht zu, daß sie meines Herrn Blut vergießen. Wir sind unter Verräthern, sie wollen ihn tödten."

„Gib Dich zufrieden, Thor!" war Hugo's Antwort,

„es gehört das zur Arzneikunde. Warst Du denn nie zugegen, wenn Fulk, der Bader, dem alten Herrn zur Ader ließ? Wars doch jede Woche einmal. Die Coucy's haben mehr Blut als andere Leute."

Der Page schwieg eine Weile und erwiederte dann ziemlich leise, denn die Stille um den Verletzten schien etwas Ansteckendes zu haben: „Es wäre doch besser, Ihr sähet darnach, Hugo. Sie zapfen unserem Herrn zuviel Blut ab. Der Eremit führt Böses im Schilde, seht wie er auf den großen Karfunkel starrt an Herrn Guy's Daumenring. Er will unserem Herrn den Garaus machen, den Ring zu bekommen. Soll ich ihm eins zwischen die Rippen geben mit dem Dolche?"

„Still mit dem einfältigen Geschwätz, Ermold von Marcy!" erwiederte der Knappe, „denkst Du, der gute Graf würde müßig daneben stehen und seinen geschworenen Waffenbruder bluten sehen, wär's nicht zu dessen Besten? Sieh, Herr Guy kommt zu sich — Gottes Segen über Euch, Herr Eremit."

Und so war es: der Coucy schlug die Augen auf und sah sich um, freilich sehr matten Blicks. „D'Auvergne," sagte er gleich darauf, indem das scherzende Lächeln wieder um seine Lippen spielte: „beim heiligen Kreuze! fast wäre ich weiter gesprungen, als in meiner Absicht lag, und hätte Zerbilin mit ins Paradies genommen. Dank, Eremit! Dank Euch, edles Fräulein! Nun kann ich aufstehen. He da, Hugo, reich' mir die Hand."

Allein der Eremit legte seine Hand dem Ritter auf die

Brust und sagte mehr im Tone caustischer Bitterkeit als christlicher Milde: „Halt, lieber Sohn! Diese Welt ist zwar nicht der angenehmste Wohnplatz, hast Du aber kein Gelüsten sie mit einem engen, kalten, tüchtigen Grabe zu vertauschen, so bleibe ruhig liegen. Ihr sollt in die Kapelle unser Lieben Frauen gebracht werden am See, wo mehr Raum ist als hier in der Höhle. Dort find' ich Mittel Euch in zwei Tagen von Euren Beulen zu heilen, kann sich anders Euer lebhafter Geist so lang gedulden."

Während der Rede gelang es ihm das Blut zu stillen, und er verband dem Ritter den Arm. Wahrscheinlich hatte Coucy bei der unbedeutenden Bewegung, die er sich erlaubt, gefunden, daß er sich keineswegs in dem geeigneten Zustand zu körperlicher Selbstthätigkeit befand, deßhalb fügte er sich geduldig in sein Loos. Er warf dem Grafen einen halb reuigen, halb lächelnden Blick zu, der zu besagen schien, er würde sich über seine Hülflosigkeit lustig machen, ließe es anders der körperliche Schmerz zu.

„Ich bitte Dich, heiliger Vater Eremit," begann nun Graf d'Auvergne, „sag' mir, ist der gute Ritter gefährlich verletzt? In diesem Falle wollen wir nach Montferrand senden, um einen kundigen Wundarzt von meines Oheims Schloß — und zwar augenblicklich."

„Der Körper ist tüchtig zerquetscht, mein Sohn," erwiederte der Eremit, „um ihm, hoffe ich, für die Zukunft den Kopf zurechtzusetzen. Gewiß wird er nie mehr mit seinem Roß einen Abgrund hinabsprengen. Was den Arzt betrifft, laßt diesen immerhin zu Montferrand. Der Ritter befindet

sich schlimm genug ohne seine Hülfe, falls er kommt ihn noch kränker zu machen; und kommt er ihn zu heilen, so vermag ich das ohne seinen Beistand. Arzneikunde ist um so viel schlimmer denn Unwissenheit, als tödten schlimmer ist denn sterben lassen."

„Bei meinem Glauben und meiner Ritterschaft," rief der alte Herr, welcher zu Coucy's Füßen stand und während Auvergne's Frage und der ziemlich ungraziösen Antwort des Eremiten Ersteren mit der Miene des Wiedererkennens fixirt hatte — „bei meinem Glauben und meiner Ritterschaft! ich denke es ist Graf Thibaut — freilich ist mein Auge keines von den besten und es ist schon lange her — Und doch — ganz gewiß — Graf Thibaut von Auvergne."

„Derselbe, werther Herr," erwiederte d'Auvergne. „Mein Gedächtniß ist weniger treu als das Eure, oder ich habe meines Vaters alten Waffengefährten vor mir, Grafen Julian vom Berge."

„So ist es, mein theurer Herr," versetzte der Alte, „wir Beide, meine Tochter Isidore und ich, sind so eben auf dem Wege nach Vic le Comte um einige Augenblicke bei dem guten Grafen, Eurem Vater, zuzubringen. Wir haben eine lange mühsame Reise gehabt den ganzen Weg von Flandern her, und für unsere glückliche Ankunft wollen wir zuvor unser Gelübde lösen in der Kapelle zu unser Lieben Frauen von St. Pavin auf Mont d'or, ehe wir Eures Schlosses Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Meiner Treu! Ihr könnt Euch vorstellen, daß mich eine wichtige Sache so weit herführt. Politische Angelegenheiten, junger Herr," fuhr er

leisen, bedeutungsvollen Tons fort: „Ohne Zweifel hat Euch Euer Vater schon einen Wink gegeben —“

„Seit fünf langen Jahren, mein werther Herr, habe ich meines Vaters Angesicht nicht gesehen,“ versetzte d'Auvergne. „Am Kreuze, das ich trage, mögt Ihr sehen, wo ich gewesen, und wir Beide, Coucy und ich, waren eben auf dem Wege, in Gemäßheit des zu Rom gethanen Gelübdes, unsere Palmen auf dem Altare unser Lieben Frauen von St. Pavin niederzulegen, ehe wir unsere Schritte dem Schlosse zuwendeten. So laßt uns denn in Gemeinschaft den Zug vollenden — ich sehe, der heilige Eremit hat den Knechten die Anfertigung einer Sänfte für meinen verletzten Freund befohlen. Nach Lösung unseres Gelübdes eilen wir nach Vic le comte, und feiern Eure Ankunft mit Wein und Musik.“

Während des Gesprächs hatten sich Coucy's Augen ganz besonders mit dem schönen Kinde beschäftigt, das an seiner Seite kniete, und er ergoß sich in viele und manchfache Aeußerungen des Danks über ihr gütiges Bemühen — freilich in so leisem Tone, daß sie sich über ihn beugen mußte um ihn zu verstehen. Nach Coucy's kurz zuvor abgelegtem Geständniß hatte ihn schon zum Öftern ein Gefühl angewandelt, das er für Liebe hielt und immer war er ein kühner Freier gewesen. So sehr er nun aber dießmal überzeugt war, daß die Augen, die auf ihn herabsahen, glänzender waren, als ihm jemals welche vorgekommen; daß die Lippen, die mit ihm sprachen schwellender waren und sanfter und lieblicher, als alle die sich je in seinem Gesichtskreise bewegt

hatten, so schien ihm doch seltsamer Weise sein Vorrath von galanten Redensarten abhanden gekommen zu seyn, selbst die Aeußerung seines Danks schien kaum nach seinem Wunsche auszufallen. Jedenfalls kam ihm diese Danksagung so hinkend vor, daß er sie durch Wiederholung zu verbessern suchte, und das geschah so oft, daß ihm endlich das Fräulein in sanftem Tone Schweigen gebot, damit nicht zu vieles Reden seinen Zustand verschlimmere.

Die Geheimnisse einer weiblichen Brust gehören zu den verbotenen Früchten, die zu berühren ein Frevel wäre. Was immer daher die schöne Isidore über Coucy denken, welche Schattirung von Zärtlichkeit an ihrem Mitleid Theil haben, welche edle, ritterliche Eigenschaften sie auf der breiten, klaren Stirne, auf der angenehmen, vollen Lippe lesen oder zu lesen sich einbilden mochte, wir strecken die Hand nicht aus nach dem Brunnen der Erkenntniß, noch weniger bieten wir irgend Jemanden die Frucht an. Aber offene Handlungen jeder Art sind Gemeingut und so verletzen wir auch kein Vertrauen, wenn wir sagen, daß ein Etwas im Ton und in der Weise des jungen Mannes die sanfte Röthe auf Isidora's Wange um ein Unmerkliches höher färbte. Als die Sänfte fertig und Coucy darin zurechtgelegt war, wandte sich das Fräulein wie es schien ziemlich gleichgültig ihrem leichten Klepper zu, doch sah sie sich zweimal mit lebhaftem, sorglichen Blicke nach der Sänfte um, als diese den schmalen schlüpfrigen Pfad von der Höhle hinabgeschleppt ward.

Haben wir hier einzig Dessen Erwähnung gethan, was zwischen Coucy und dem Fräulein vorfiel, so glaube man

deßhalb nicht, daß alle Andern die Rolle von Pagoden spielten, daß Graf d'Auvergne sich nicht um den verletzten Freund bemühte, Herr Julian vom Berge der Tochter ganz vergaß, oder daß das Gefolge des jungen Ritters seinen Herrn und Gebieter vernachläßigte. Einige waren mit Anfertigung der Sänfte aus Zweigen und Schilden beschäftigt, andere breiteten Mäntel und Pelze darüber zu einem sanften Sitze, andere endlich trugen Sorge, daß Panzerhemd, Helm und Schwert, die man Coucy abgenommen, nicht in der Höhle liegen blieben.

Mittlerweile machte Herr Julian vom Berge den Grafen Thibaut auf seine Tochter aufmerksam, rühmte ihre Geschicklichkeit in der Heilkunde und ihre vielen andern schätzbaren Eigenschaften und versicherte, daß er ihr die Heilung seines Freundes ganz ruhig anvertrauen könne.

Des Grafen Auge ruhte kalt auf der schönen Gestalt, die, solcher Musterung unbewußt, neben dem jungen Ritter stand. Keine der wunderbar anmuthigen Linien vermochte ihm einen Funken jenes Enthusiasmus zu entlocken, den allgemein der Anblick der Schönheit in den ritterlichen Herzen des dreizehnten Jahrhunderts entzündete. Es war ein kalter, stäter, melancholischer Blick, und doch endete er mit einem Seufzer. Das einzige Compliment, das er seinen Lippen abzupressen vermochte, war die Bemerkung, sein Freund dürfe sich glücklich preisen in so schöne, erfahrene Hände gefallen zu seyn. Nach dieser Pflichterfüllung eilte er der Sänfte nach, mit der sechs Diener dem Bachrande zuschritten und von da den Pfad verfolgten, der, die enge

Schlucht hinanziehend, unterhalb der gebrochenen Brücke durchlief und dann allmählig die höheren Bergtheile erreichte.

Die Andern folgten, so gut sie konnten, denn die Enge des Wegs, die mit jedem Schritte zunahm, schnitt die Möglichkeit eines regelmäßigen Marsches ab. Endlich erweiterte sich die Schlucht zu einem kleinen Becken von etwa fünfhundert Ellen im Durchmesser, in das sich die Höhen trichterförmig hereinzogen. Ein kleiner schöner Wasserfall stürzte absatzweise über das vulcanische Gestein, daß bei jedem Niederschlag tausend wunderbare Farben sich wiederspiegelten, unter denen sich das weiße fluthende Stromgewässer mit eigenem malerischem Effekt bewegte.

Unten am Wasserfall standen einige Schäferhütten und da weiteres Emporsteigen für die Pferde unmöglich war, beschloß man den größern Theil des Gefolges hier zurückzulassen. Die Herrschaften dagegen setzten ihre Wallfahrt nach der Kapelle fort, von wo sie zurückkommen wollten, sobald sich Coucy von den Verletzungen erholt hätte.

Nicht ohne Schwierigkeit ließ sich die Tragbahre über die steileren Bergpartien schaffen, doch gelang es zuletzt, und nach einem tüchtigen Marsch um einen großen alten Wald herum fanden sich die Pilgrime unvermuthet an den Ufern jenes außerordentlichen Naturwunders, des Lac Pavin. Vor ihren Augen lag ein ungeheurer Wasserspiegel, dessen krystallene Klarheit jeder Beschreibung spottet. Rings um ihn zieht sich eine grüne Einfassung, an die sich Hügel von 150 Fuß Höhe anlehnen, und zwar in solch jäher Erhebung vom Seeufer, daß kein Fußtritt, so fest er wäre, sich zu halten

vermöchte. Anderthalb Meilen weit, so lang ist der See, sieht man das schöne grüne Ufer, mit geringer Abwechslung der Höhe, der klaren Wasserlinie folgen, mit der es sich spiegelhell in unmittelbarster Berührung vermählt, ohne Binsen oder Schlamm oder Wasserpflanzen irgend einer Art, die gewöhnlich die Verbindung des sanften Rasens mit der reinen Welle ermitteln.

Gegen Süd und Ost dehnt sich auch jetzt noch eine ungeheure schwarze Waldmasse aus, die, am jähen Uferrand hinabziehend, ihre eigene Majestät im klaren Wasserspiegel zu bewundern scheint. Ringsum erhebt sich eine Riesenfamilie von Bergspitzen, deren jede, abgerissen und isolirt in die sonnige Luft hinausragend, dem Wanderer zu zürnen scheint für sein unberufenes Eindringen in diese Einsamkeit.

Hier stand in Philipp Augusts Tagen eine kleine der Jungfrau geweihte Kapelle, genannt zu unser Lieben Frauen von St. Pavin, und manch mirakulöse Cur soll von ihren heiligen Reliquien bewirkt worden seyn, wodurch unsere liebe Frau von St. Pavin die Lieblingsheilige mancher hohen Familien in Frankreich wurde. Neben der Kapelle war eine Gruppe kleiner Hütten oder Zellen zu sehen, sowohl zur Bequemlichkeit der Pilgrime, die zum Heiligthum wallfahrteten, als zur Wohnung für die drei heiligen Eremiten, deren einer dem Altar als Priester vorstand, während die beiden andern den mehr amphibischen Charakter einfacher Einsiedler beibehielten, durch keine Gelübde gebunden, als die sie selber sich aufzulegen beliebten.

Hier machten die Wanderer Halt, man brachte Coucy

in einer der Hütten unter, und der Eremit fragte den Grafen d'Auvergne, ob einer seiner Leute einen guten Bogen ziehe, und seines Pfeiles gewiß sey.

„Es sind lauter Bogenschützen, mein guter Eremit," erwiederte d'Auvergne, „seht Ihr nicht ihre Bogen und Köcher?"

„Gar Mancher trägt ein Schwert und kann es nicht führen," versetzte der Eremit in dem beißenden Tone, den er sich zu eigen gemacht. „Zum Beispiel Euer Freund da, den der liebe Gott selbst bewaffnet mit Augen und Ohren obendrein, wahrscheinlich auch mit Verstand: bedient er sich dieser Gaben, wenn er einen Abgrund hinab galoppirt, wo er sicherlich den Hals gebrochen, hätten's nicht der gnädige Himmel und ein Paar verbuttete Haselstauden zum Bessern gelenkt? Eure Schützen möchten von ihren Bogen so guten Gebrauch machen, als er von seinem Gehirn; was hilft dann ihre Schußfertigkeit? Jedenfalls wählt den besten Schützen, heißt ihn den Gipfel dort besteigen in Genosschaft zweier wohl befiederten Pfeile, mehr kann er nicht versenden. Eure übrigen Leute sollen das Thal zur Rechten mit lautem Geschrei durchziehen, dann eilen die Gemsen den Höhen zu. Der Schütze treffe seine Wahl, während sie an ihm vorbeistürzen, und beehre die zwei fettesten mit seinen Pfeilen, obwohl es, Gott weiß es, eine schreiende Sünde ist, zwei kluge Thiere zu tödten zur Rettung eines närrischen Menschen. Euer Schütze halte sich aber beim Jägerrecht nicht auf, sonderr bringe die Thiere her während noch Lebenswärme in ihnen. Wir kleiden Euren Freund

die frisch abgezogenen Häute, und morgen soll ihm so wohl seyn, als wenn er nie den Narren gespielt hätte.“

„Ich hab's in Byzanz mitangesehen,“ erwiederte d'Auvergne, „als ein guter flandrischer Ritter vom südlichen Thurm herabgestürzt war. Es that eine wunderbare Wirkung. — Gleich soll's geschehen.“

Demgemäß wurden zwei Gemsen, damals sehr gewöhnliche Thiere in Auvergne, auf die vom Eremiten angegebene Weise getödtet, und seines Widerwillens gegen das Heilmittel ungeachtet ward Coucy, entkleidet, in die rauchenden Häute gesteckt. Auf einem Bette von trockenem Moos — dem gewöhnlichen Lager eines der Eremiten — suchte er sich mit Schlacht- und Liebesgedanken die Zeit zu vertreiben, während die Uebrigen sich aufmachten, am Altar unser Lieben Frauen von St. Pavin ihr Gelübde zu lösen.

Bald durchwanderte Coucy's Phantasie alle die Schlachten und Turniere und Waffengänge, die möglicher Weise stattfinden konnten, und ging dann mit einer damaliger Zeit sehr natürlichen Abschweifung auf das Kapitel von der Liebe über. Nun dacht' er an alle die tausend Damen, die er in seinem Leben geliebt, erinnerte sich der besondern Reize, die jede auszeichneten, und fand sie alle sehr schön. Und doch mußte er sich gestehen, auf eine Weise gestehen, daß kein Zweifel dagegen aufkommen konnte, die schöne Isidora vom Berge mit den dunkeln Augen und der klaren sanften Stirne und dem Munde mit dem Engelslächeln, war weit schöner als sie alle.

Coucy fragte sich selbst, „warum er ihr das nicht sa-

gen könne? War es ihm doch zuvor nie schwer geworden, einer Dame zu sagen, daß sie schön sey, ihr seine Liebe zu gestehen, sie um einen Handschuh, ein Armband, irgend ein Andenken zu bitten, das, auf seinen Helm befestigt, sein Talisman seyn möge in der Schlacht. Dießmal aber, mußte er sich gestehen, hatte er gestottert wie ein Schulknabe und mit verlegener Stimme gesprochen, wie ein junger Knappe mit einem alten Ritter. Nach all diesen Symptomen konnte er, das war sein Schluß, unmöglich verliebt seyn, und in voller Ueberzeugung, daß dem also, schlief er ganz natürlich ein.

Viertes Kapitel.

Wir verlegen die Scene, verlassen Wildniß und Gebirg, und betreten einen lebhafteren obzwar immer noch ländlichen Schauplatz. Von den kleinen, engen Fenstern des alten Schlosses zu Compiègne übersah man auf der einen Seite den Forst mit seinem Ozean von grünen, wehenden Wogen, auf der andern ein lebhaftes Städtchen am Ufer der Oise. Die Windungen des Flusses mochten von den höhern Thürmen weit über seine Vereinigung mit der Aisne hinaus ins offene Land verfolgt werden. Trotz seiner städtischen Eigenschaft that Compiègne dem ländlichen Anblick der Scene keinen Eintrag. Auch damals hatte es seine Gärten und Obstbäume, die es in die Farbe der Natur kleideten, daß es sich unmerklich dem Walde vermählte, der bis an seine Mauern

heranwogte. Die grünen Dächer, bedeckt mit Moos, Flechten und blühendem Hauslauch — von Schiefer und Ziegel wußte man noch nichts — boten nicht die kalte, steife Einförmigkeit unserer heutigen Gebäude, vielmehr enthielt ein solches Kunstwerk in seiner frühesten, rohesten Gestalt alle die malerischen Unregelmäßigkeiten der Natur.

An einem der engen Fenster — es gehörte einem großen viereckigen Zimmer des Schlosses an — standen zwei Wesen, die sich der herrlichen Stunden der jungen Liebe, dieser Sommertage des Daseyns voll schöner Blumen, Wärme, Sonnenscheins und Glanzes, so recht zu erfreuen schienen. Wie selten sind diese Stunden, wie oft schwinden sie, Träumen gleich dahin, wie kärglich sind sie namentlich den Höfen zugemessen, daß, dringen sie je einmal mit ihren warmen Strahlen in die kalten Palastmauern, die Geschichte ihr Erscheinen als Phänomen aufnotirt, dem nur zu häufig das Gewitter folgt.

In der Einsamkeit des großen Gemachs schienen sich die beiden Wesen ihre besondere Welt erbaut zu haben. Die schöne Frau, kaum neunzehn Jahre alt, mit dichten Massen des feinen glänzenden Haars um die Schultern, das Haupt auf die Hand gelehnt, hielt, scheinbar in Gedanken verloren, die großen sanften blauen Augen auf die weite Landschaft geheftet, während die andere Hand, zärtlich in der des Gefährten ruhend, deren nahe Beziehung zu ihren tiefen Gedanken anzudeuten schien.

Der andere Zimmergenosse war ein Mann von zwei bis drei und dreißig Jahren, hochgewachsen, wohlgebildet,

sein, mit Zügen die an Schönheit der Gefährtin nichts nachgaben, obwohl die blühende männliche Farbe fester Gesundheit, und unausgesetzten thätigen Verkehrs im Freien sie gebräunt. Die Nase spielte ins adlerartige, das Kinn war rund und stand etwas hervor, und die blauen Augen mochten schön und ausdrucksvoll genannt werden, hätte nicht zu nahes Nebeneinanderliegen das rechte Verhältniß gestört und einige braune Flecken inmitten des Blauen den Regenbogen des Auges selbst getrübt. Inzwischen war der Ausdruck des Ganzen gefällig, und was sich an den Augen aussetzen ließ, gab gerade durch das Auffallende, das darin lag, dem Gesicht etwas Feines und Ausgezeichnetes. Namentlich schien die ungewöhnliche Nähe der beiden Sehorgane, verbunden mit der Gluth, die aus ihnen leuchtete, jenen feinen, lebendigen Scharfsinn anzudeuten, der, von Gefahren und Verlegenheiten umlagert, zugleich sieht und beschließt.

Dießmal war der Ausdruck dieser Augen ruhig und sanft, indem ihr Besitzer, bald die Hand seiner Genossin in den seinen haltend, bald mit einem Kranze wilder Rosen sich beschäftigend, womit er sie gekrönt, eine reiche Locke nach der andern um die grünen Blätter und rothen Blumen schlang. Dann lehnte er sich mit dem linken Arm auf das Fenstergesims und betrachtete sie, die im Anblick der Gegend verloren dasaß. Seine Hand blieb dabei nicht müßig, sie war fortwährend thätig die schönen Locken in Verwirrung zu bringen, und ein ganz besonderes Lächeln, aus inniger Neigung zu dem lieblichen Wesen und leichtem Spott über seine ei-

gene tändelnde Beschäftigung gewoben, zog sich über sein Gesicht.

In seinem ganzen Wesen lag Anmuth, Ruhe und Würde, und das einfache grüne Jagdkleid ohne Rock, Hut, noch Schmuck stellte seine graziöse Majestät in ein besseres Licht als dem königlichen Staatsgewande gelungen wäre. Und doch war es Philipp August.

„So nachdenklich, liebe Agnes," sagte er nach augenblicklicher Pause, die holdselige Agnes von Meran aus ihren Träumen weckend, die er bald, nachdem die sycophantischen Bischöfe Frankreichs seine unvollzogene Ehe mit Ingelburgen für nichtig erklärt, * sich zur Gemahlin erkoren hatte, „so nachdenklich! wo schwärmten Deine süßen Gedanken?"

„In weiter Ferne, mein Philipp," erwiederte die Königin, indem sie ihr Haupt auf seinen Arm legte und mit dem Blicke inniger unaussprechlicher Neigung, wie sie zuweilen im Herzen des Weibes für ihre erste und einzige Liebe wohnt, zu ihm emporsah — „gar fern von diesem Schloß und diesem Hofe, von Philipps glänzender Ritterschaft, seinen ausgedehnten Reichen, seinen prächtigen Städten, und doch immer mit Philipp. Ich dachte an meinen Vater und

* In frühen Jahren Wittwer geworden, heirathete Philipp August Ingelburgen, Schwester Kanuts, Königs von Dänemark, allein bei ihrer Ankunft in Frankreich faßte er eine solche persönliche Abneigung gegen sie, daß er alsbald eine Synode des französischen Klerus zusammenberief, die, unter dem Vorwande der Verwandtschaft in verbotenem Grade, die Ehe annullirte. Nun heirathete er die schöne Agnes, von Andern Maria genannt, Tochter des Herzogs von Istrien und Meran.

seine Zärtlichkeit und Liebe für mich, und an meine liebe Heimath Istrien. Da fiel mir das traurige Loos der Fürsten ein, die sich durch ihre Pflicht stets getrennt sehen von denen die sie lieben und —"

„Und da möchtest Du ohne Zweifel Deinen Philipp verlassen für diejenigen, die Du noch mehr liebst," unterbrach sie der König mit einem Lächeln über seinen Bezücht, dem, wie er wohl wußte, alsobald widersprochen werden sollte.

„Ach nein," erwiederte Agnes, „aber indem ich da hinaussah, überdachte, daß sich dort der Weg nach Istrien hinzieht, wünschte ich, mein Philipp möchte ein einfacher Ritter seyn und ich weiter nichts als ein demüthiges Fräulein. Dann sollt' er sein Roß besteigen und ich schwänge mich auf meinen Zelter und lustig ginge es meiner Heimath zu, und ich sähe meinen Vater wieder und wir lebten glücklich bei unsern Lieben."

„Aber sag' mir Agnes," versetzte Philipp im Tone der Schwermuth, der ihr nicht entging, „geböte man Dir morgenden Tags mich zu verlassen und zu Deinem Vater zurückzukehren, in Dein schönes Heimathland, würdest Du gehen?"

„Ich Dich verlassen?" rief Agnes auffahrend und ihre beiden Hände um den Arm des Gemahls schlagend, während sie ihm ebenso betroffen als bestürzt ins Gesicht sah — „ich Dich verlassen? Nie! Und triebst Du mich von Dir, ich würde Deine Magd, Deine Sclavin, wollte in den Gängen lauern, um einen Blick von Dir zu haschen, wenn Du vorübergingst. — Gewiß sonst stürbe ich," fuhr sie nach einer

kleinen Pause fort, denn sie hatte mit aller Energie geängstigter Liebe gesprochen. „Aber sag', Philipp, was meinst Du? Bei all Deinem Lächeln sprachst Du ernst. Nein, Küsse sind keine Antwort."

„Weiter nichts als Scherz," versetzte Philipp, sie zärtlich an sich drückend. „Von Dir scheiden? lieber vom Leben!"

Indem er noch sprach ging plötzlich die Zimmerthüre auf, der Vorhang ward bei Seite geschoben und ein Diener trat ein.

„Wie!" rief der König, seinen Arm von der schlanken schönen Gestalt entfernend, „wie, Schurke! Muß meine Muße mit jedem Augenblick unterbrochen werden? Wer wagt es ungerufen sich hier einzudrängen?" Und im flammenden Auge, der gerötheten Wange gab sich der lebhafte unbändige Geist kund, der wohl in keines Sterblichen Brust gewaltiger tobte, als in Philipp Augusts. Und doch, so seltsam es klingt, hatte er seine heftigsten Leidenschaften dermaßen in seiner Gewalt, daß er sie nach dem unläugbaren Zeugniß jeder Seite seiner Geschichte seiner Politik dienstbar zu machen wußte, freilich nicht durch ihre Unterdrückung, sondern indem er ihnen eine nach Zeit und Umständen passende, dem Interesse seiner Krone förderliche Richtung gab.

„Sire," erwiederte der Diener mit einer tiefen Verbeugung, „der gute Ritter, Herr Stephan Guerin, ist so eben von Paris angekommen und bittet um Gehör."

„Führt ihn ein," sagte Philipp und seine Züge, kurz zuvor in den sanftern Augenblicken häuslichen Glücks dem

entspannten Bogen vergleichbar, sofort unter der Wirkung plötzlicher Aufregung wie von einem feurigen Blitzstrahl erleuchtet, gewannen nun mählig den Ausdruck ernsten Nachdenkens, während sich sein berühmter vortrefflicher Freund und Minister Guerin näherte.

Es war ein großer, hagerer Mann mit markirten Zügen, in schwarzem Gewand, mit dem achtzackigen Kreuze des Hospitaliterordens, eine Kleidung, die er auch nach seiner Ernennung zum Bischof von Senlis noch lange beibehielt. Er entblöste das Haupt und bückte sich tief zum Zeichen der Ehrerbietung, Philipp aber trat auf ihn zu und bewillkommte ihn mit der herzlichen Umarmung eines Gleichen. „Wie! lieber Bruder!“ sagte er, „welch freundlicher Stern führt Euch her aus unserer Stadt Paris? Wart Ihr doch bei unserem Abgange von gar wichtigen Geschäften in Anspruch genommen.“

„Noch wichtigere, beau Sire, sind der Grund meiner Ankunft,“ sagte der Hospitaliter. „Sie heischen Eure augenblickliche Aufmerksamkeit, und mögen mein keckes Eindringen in Euer Privatgemach entschuldigen. Gestern kam ein Brief vom guten Papst Cölestin durch einen besondern Boten. Er befiehlt Euer Hoheit —“

„Halt!“ rief Philipp, den Finger erhebend zum Zeichen des Schweigens. „Kommt in mein Closet, Bruder, wir wollen des guten Bischofs Brief privatim vernehmen. Einen Augenblick Geduld, liebe Agnes, ich habe drei Tage zugesagt, wo die Bürde des Königthums unsere Herzen nicht niederdrücken soll; gewiß zögre ich nicht lange.“

„Um alles in der Welt wollt' ich nicht," erwiederte die Königin, „daß es hieße mein Philipp vernachlässige die Regierung oder seines Volkes Glück dem Lächeln eines Weibs zulieb. Hier erwart' ich Eure Rückkunft, sey Euer Geschäft lang oder kurz, und die Zeit soll mir wohl angewendet dünken. — Nehmt Euch Zeit, lieber Bruder," fügte sie wie in Erwiederung eines freundlichen Lächelns bei, das für den Augenblick die rauhen Züge des Hospitaliters milderte, „Ihr dürft um meinetwillen Euern Bericht nicht kürzen."

Der Minister verneigte sich tief, Philipp drückte die Lippen auf ihre schöne Stirne und geleitete den Ankömmling durch einen langen Gang mit Fenstern auf beiden Seiten nach einem kleinen Closet in einem Eckthurme des Schlosses. Es war ein passender Raum für das Kabinet eines Staatsmanns, denn als Vorsprung eines der größeren Thürme war es von den übrigen Baulichkeiten gänzlich abgeschnitten, so daß kein menschliches Ohr ein Wort erlauschen konnte von Allem, was drinnen vorging. Gleich nach ihrem Eintritt gab der Monarch dem Minister ein Zeichen, die Thüre zu schließen, während er sich auf einen Sitz warf und nach dem Schreiber des Papsts die Hand ausstreckte. „Nicht ein Wort vor der Königin!" sagte er, dem Hospitaliter das Papier aus der Hand nehmend, „nicht ein Wort vor der Königin von all dem eiteln Geschwätze der römischen Kirche. Um alle Kronen Karl des Großen wollte ich nicht, daß Agnes sich irgend was träumen ließ von einer Unregelmäßigkeit bei meiner Scheidung von Ingelburgen, und wäre dieses Etwas auch nicht von größerem Belange als ein Sonnenstäubchen in den

schelen Augen der römischen Kirche. — Aber laßt sehen, was sagt Cölestin?"

„Er droht Euch mit Excommunication, mein königlicher Herr," war die Antwort, „mit Excommunication, Anathem und Interdict."

„Pah!" rief Philipp mit verächtlichem Lächeln, „er hat nicht Kraft genug einen Floh zu anathematisiren! Ein guter sanfter Pfaff, obzwar etwas zäh auf den Rechten der Kirche bestehend. Laß Dir sagen, Stephan, hätte ich die Scheidung in Rom nachgesucht statt bei meinen französischen Bischöfen, möcht' ich kein Wort von Anathem oder Interdict gehört haben. Es war ein politischer Fehler bezüglich meiner persönlichen Ruhe, vielleicht hatte die Leidenschaft auch ihr Theil dabei, und doch, guter Ritter, geschah es nicht ohne weise Ueberlegung. Die habgierige Kirche streckt ihre tausend Hände aus nach allen Königreichen ringsumher, und tastet überall die Vorrechte des Throns an. Die Zeit wird kommen, ich seh's, wo des Prälaten Fuß auf die Fürstenkronen tritt, ich aber thue keinen Schritt, die meine unter Sct. Petri Sandalen zu legen. Nein, sollte auch das lästige Summen aller der purpurrothen Fliegen im Conclave mich zu betäuben suchen. — Aber laßt mich lesen!"

Der Hospitaliter verneigte sich und studirte schweigend die Miene des Königs, während dieser das päpstliche Schreiben las. Philipps Züge veränderten sich nicht; zwar zog sich die Stirne anfangs ein wenig zusammen, aber nicht mehr als zu zeigen, daß er ernstlich in den Brief vertieft war. Auch die Lippe behielt die verächtliche Krümmung, die aber

weder zu noch abnahm. Als er zu Ende war, warf er den Brief auf den Tisch mit dem Ausruf: „Der Stachel fehlt, der gute Prälat sticht keinen!"

„Nur zu wahr, Sire," erwiederte der gleichmüthige Guerin, „er sticht keinen mehr, denn er ist todt."

„St. Denys!" rief der König, „todt, warum sagtet Ihr das nicht zuvor? — Todt, und wann starb er? — Ist das Conclave versammelt? — Sind sie zur Wahl geschritten? — Wen haben sie adorirt? * — Wer ist Papst? Sprich, Hospitaliter, sprich!"

„Das heilige Conclave hat den Cardinal Lothar erwählt, Sire," erwiederte der Ritter. „Euer Hoheit hat ihn in Frankreich kennen gelernt wie in Rom; ein Mann von großem, umfassenden Geist."

„Nur zu großem!" sagte Philipp gedankenvoll. „Der ist freilich kein Cölestin, wir werden bald mehr hören!" Damit erhob er sich von seinem Sitze und schritt einige Minuten in dem engen Kabinete auf und ab. Endlich blieb er stehen, legte die eine Hand seinem Rathe auf die Schulter, den Zeigefinger der andern aber sich selbst auf die Brust und sagte mit Nachdruck: „Wenn ich mich nur auf meine Barone verlassen könnte! — nicht daß ich die Kirche nicht verehre, Guerin — Gott weiß, ich würde sie gegen Heiden und Ketzer und Schurken mit meinem besten Herzblute vertheidigen. Beweis

* Eine der vier Methoden bei der Papstwahl. Sie findet statt, wenn der zuerst sprechende Cardinal wie durch Eingebung des heiligen Geistes dem Manne seiner Wahl seine Verehrung bezeigt. Es müssen aber im Augenblick zwei Drittel der Stimmen ihm beifallen.

davon mein Zug ins gelobte Land! — Beweis die Züchtigung des Amalrich, die Vertreibung der Juden! aber dieser Lothar —"

„Nunmehr Innozenz der Dritte!" sagte der Minister, eine Pause in des Königs Rede benützend. „Der ist wirklich ein großer Mann, Sire, ein Mann von gewaltigem Geiste, so fest in seinen Entschlüssen als kühn in der Unternehmung — mächtig — beliebt. Ich wollte mein königlicher Herr dächte nach über sein Verhalten, falls Innozenz bezüglich Frankreichs in Cölestins Fußstapfen träte."

Eine Pause trat ein, während deren Philipp niedergesenkten Blicks in Gedanken verloren stand. Allmählig kehrte die Farbe auf seine Wangen zurück und ein heftiger Kampf schien in seinem Innern zu toben, denn sein Auge flammte, seine Lippe bebte. Plötzlich ergriff er des Hospitaliters Arm und rief, die geballte andere Hand erhebend: „Das wird er nicht, und soll's nicht, und wagt's nicht! — O Guerin, könnte ich mich nur auf meine Barone verlassen!"

„Das könnt Ihr aber nicht," erwiederte der Ritter fest. „Die sind unruhig und mißvergnügt, und der innere Frieden eines Reichs hat mehr zu fürchten von ihren ungesetzlichen Praktiken, als Euer häuslicher Friede von der ehrgeizigen Einmischung Papst Innozenzens. Auf Eure Barone dürft Ihr nicht zählen, Sire, die unterstützen Euch in Eurem Kampfe mit der Kirche nicht. So eben ist Herr Julian vom Berge, der geschworene Freund der Grafen von Boulogne und von Flandern, auf dem Wege nach Auvergne, was auf ein neues Bündniß gegen Euch schließen läßt. Herr Julian

ist mißvergnügt, weil Ihr ihm das Lehen Beaumetz verweigert habt bei dem Tode des Gemahls seiner Schwester, der ohne Erben verstorben. Den Grafen von Boulogne kennt Ihr als Verräther, und der Graf von Flandern ist bei jeder Rebellion zu finden. Der alte Graf d'Auvergne, zwar kein Rebell, ist Euch gleichwohl nicht zugethan."

„Sie reizen einen Löwen!" rief der König, mit den Füßen stampfend, „ja wohl reizen sie einen Löwen. Herr Julian vom Berge nehme sich wohl in Acht! Die Bürger von Albert verlangen ein Stadtrecht, Herr Julian spricht alte Rechte an; sorgt, daß dieß Stadtrecht morgen ausgefertigt wird, Guerin, verleiht ihnen die Scharwache, das Recht der Stadtmauern, sie sollen eine steuerfreie Gemeinde seyn. Auf diese Weise strafen wir den guten Herrn Julian vom Berge, er wird zu nicht geringem Aerger seine schönen Lande durch die freie Stadt flankirt sehen. Uns aber gewinnen wir einen sichern Posten an der flandrischen Grenze. Sorgt, daß es geschieht; im Uebrigen, entstehe daraus was will, habe ich keine Lust mein häuslich Glück dem Willen eines Andern zu unterwerfen, und meine Hände sollen nie das königliche Scepter Frankreichs auf das Geheiß eines Prälaten senken, für den die Erde noch Raum hat. — Stille, lieber Freund!" fuhr er spitzig fort, „des Königs Entschluß steht fest, vor Allem aber möge ja kein Zweifel an die Festigkeit unseres Ehebunds der Königin zu Ohren kommen. Ich, Philipp von Frankreich, erkläre, es bleibt bei der Scheidung — und wer wagt es mich in meinem Lande Lügen zu

strafen?“ Mit diesen Worten wendete er sich den Weg einschlagend nach dem Zimmer, wo er die Königin gelassen.

Sein erster Tritt auf der Strohdecke des Zimmers weckte Agnesen aus ihren Träumen, und war auch die Abwesenheit des Königs nur kurz gewesen, so strahlte doch ihr Gesicht voll Freude über seine Zurückkunft. Die kleine weiße Hand, die selbst Mönche und Einsiedler gepriesen, auf seinen Arm gelegt, sah sie ihm ins Gesicht als wollte sie erspähen, ob die Botschaft, die er vernommen, ihrem Glück irgend Eintrag gethan habe! Philipps Augen ruhten auf ihr voll Zärtlichkeit und Liebe, dann wendete er sich dem Minister zu mit einem appellirenden, fast vorwurfsvollen Blicke. Wohl fühlte Guerin das Schwierige, fast Unmögliche, einem so liebenswürdigen, so geliebten Wesen entsagen zu sollen, und mit einem tiefen Seufzer und unterwürfigen Bückling vor der Königin verließ er das Gemach.

Fünftes Kapitel.

In Auvergne aber, in einem andern Theil als dem, wo wir von unsern Pilgrimen geschieden, finden wir einen Reiter, der mit Jacques „das Bunte für die einzige passende Tracht“ zu halten schien. Nicht daß er gerade im scheckigen Gewand der Narren von Profession stack, dennoch aber war seine Kleidung so vielfarbig als die Jacke meines alten Freundes Harlekin und so ganz verschieden von der damaligen

Weise, daß er einen Satz über ein Paar Jahrhunderte gethan und dem Hofe Karl des Siebenten irgend einen heitern Anzug entwendet zu haben schien. Er trug lange, dichte, seidene Beinkleider, der Farbe nach flammroth, einen himmelblauen Rock, um den Leib mit einem Gürtel befestigt und keine drei Zoll unter letzterem hervorguckend, so daß er eine Art Krause um die Leibesmitte bildete. Dazu fehlten dem angeblichen Röcklein die Aermel, weßhalb aber die Arme der Bedeckung nicht ermangelten, indem eine grünseidene Jacke, ganz auf den Leib angepaßt und dicht am Handgelenk zugeknöpft, sie verwahrten. Das Haupt prangte mit einer schwarzen Müze, nicht unähnlich der phrygischen, den ganzen Mann aber trug ein starker Grauschimmel, damals ein lächerliches, verachtetes Reitpferd.

Die Gestalt des seltsamen Gesellen entsprach der abgeschmackten Kleidung keineswegs, denn keiner konnte sich ein schöneres Modell der Kraft wünschen, als diese geraden musculösen Gliedmassen darboten. Dagegen stimmte das Gesicht schon mehr mit der Extravaganz der Kleidung überein, denn gewiß kam nie eine merkwürdigere Physiognomie aus der manchfach bildsamen Hand der Natur. Die Nase war lang, scheinbar ohne einen Knochen, denn unaufhörlich, ob in Folge einer natürlichen convulsivischen Bewegung oder des löblichen Wunsches, die ausnehmende Häßlichkeit des Gesichts zu vergrößern, wackelte die lange, wurstähnliche Vorrichtung mit gar wundersamer, unheimlicher Bewegung von einer Seite zur andern. Die Augen, groß und grau, gereichten ihrer Nachbarin, der Nase, in keiner Weise zur Un-

ehre, trotz ihrer sichtbaren Tendenz, in divergirenden Richtungen abzuschweifen. Einstimmig waren sie in keiner ihrer Bewegungen, vielmehr schienen sie ihre gegenseitige Unabhängigkeit in jeder Weise bewahren zu wollen, indem sie bald ganz entgegengesetzte Bahnen verfolgten, bald nach Pyramus und Thisbes Weise quer über die Nasenmauer mit gar wundersamer Schielfertigkeit sich anäugelten. Neben dieser Schiefe waren sie mit einem kalten, bleiernen Blicke begabt, der dem ganzen Gesicht das Ausdruckslose der Maske verlieh, wäre nicht zu Zeiten ein scharfer Blitz daraus hervorgebrochen, freilich nur momentan, wie das plötzliche Aufflackern einer Flamme an einem kalten, des Brandstoffs ermangelnden Orte. Der Mund war mit breiten, dicken Lippen besetzt, die sich weit auseinander zogen unter dem schwarzen, buschigen Barte, und beim Gähnen, einer Gewohnheit, deren er sich auf dem Ritte durch die fruchtbaren Thäler Limagne's zum öftern zu ergeben pflegte, schien sich ein großer Schlund im Gesichte zu öffnen, der eine Doppelreihe weißer, breiter Zähne nebst zugehörigem Zahnfleisch sogar von der Rückseite zum Besten gab.

Unser Reitersmann setzte eine Strecke lang seinen Weg ruhig fort, einzig beschäftigt, die natürliche Häßlichkeit seiner Züge durch alle Arten von Verzerrungen zu vergrößern. Endlich wurde er gewahr, daß ihn eine Schaar Männer beobachtete, deren Anblick für den Reisenden jener Tage nichts sonderlich Tröstliches hatte.

Der Weg durch das Thal war enge, auf beiden Seiten von jähen, schroffen Hügeln umgeben. Die erwähnten Leute,

etwa zehn bis zwölf Bogenschützen, hatten ein paar hundert Schritte weiter vorn ihren Standort gewählt; hinter einer Stein- und Gebüschmasse hervorlauernd schienen sie bereit, einen Zoll auf die Passage durch das Thal zu legen.

Gleichwohl setzte unser Reiter seinen Weg fort, ob zwar über die Absichten der Wegelagerer sich in keiner Weise täuschend. Auch ließ er sich außer einem wiederholten Wedeln mit der Nase keinerlei Zeichen von Furcht und Unruhe entschlüpfen, bis er einen der Vordersten den Pfeil auf die Sehne legen und einen Schritt aus dem Gebüsch treten sah. Nun aber plötzlich abwärts gekehrten Sitz auf dem leicht galoppirenden Pferd einnehmend, bückte er sich mit dem Kopf bis zum Sattel und streckte die Füße in die Lüfte, und in dieser Stellung setzte er ruhig den Marsch fort, nicht unähnlich einem der muntern Herrn, die man nächtlich zur Fluthzeit die Area von Astleys Amphitheater umkreisen sehen kann.

So einfach und legitim sein Manöver für uns, war es doch für jene Zeit außerordentlich genug, ihm den Ruf innigster Bekanntschaft mit Satan zu verschaffen, wenn er ihn etwa nicht gar als Satan selbst erscheinen ließ.

Der bestürzte Schütze ließ den Bogen sinken und rief: „der Teufel!" ein Schluß dem seine Kameraden gar gerne beipflichteten. Gleichwohl stürzte einer, minder bedenklich als die andern, vorwärts, und machte sich schußfertig. „Und wär's so," rief er, „um so mehr Grund ist da, ihm einen Pfeil in die Leber zu senden; was geht es uns an, ob er Teufel ist oder Heiliger, so er nur einen Geldbeutel hat." In demselben Moment zog er den Bogen zu voller Armlänge an und

brachte den Pfeil in gehörige Richtung mit dem Auge. Aber gleichzeitig mit dem Schnellen der Sehne fiel der Reitersmann plötzlich vom Pferde herab, ungefähr wie ein voller Waizensack, und der Pfeil flog unschädlich über ihn hin. Dann in gewöhnlicher Stellung sich aufs Pferd schwingend, kehrte er sein furchtbares Antlitz den „Routiers" zu und brach in ein wieherndes Gelächter aus, dessen klingendem Kupferton etwas unheimlich Dämonisches beiwohnte.

„Thoren ihr!" rief er, auf die bestürzten Wegelagerer zureitend, „meint ihr mich verletzen zu können, mich, euren heiligen Patron, den Teufel? Wie, ihr kennt mich nicht als euren Herrn und Meister? Doch gut, arme Bursche, ihr sollt einen Bissen bekommen. Legt Euch in starker Zahl zwischen Bic le Comte und dem Pavinsee in Hinterhalt und wartet allda, bis ihr eine hübsche Bande Pilgrime kommen seht. Zieht ihnen das Fell ab, wenn ihr tüchtige Diebe seyd, laßt ihnen keinen Byzantiner sich gütlich zu thun!"

Einer der Räuber bekreuzte sich theils durch einen Anfall von Gewissen dazu bewogen, theils aus Furcht über die Unterredung mit einem Wesen, das er in seiner Herzensangst für den leibhaftigen Fürsten der Finsterniß hielt. Es war dieß kein ungewöhnliches Zeichen unter den Wegelagerern jener Tage, die, weit entfernt mit den Banden der bürgerlichen Gesellschaft auch die der Religion abzuwerfen, gar oft nur um so abergläubischer und leichtgläubiger waren. Dennoch affectirte der Reitersmann bei Gewahrung dieses Zeichens ein inneres Erbeben. „Ha," rief er, „ihr treibt mich von dannen, aber wir treffen uns wieder, lieben Freunde,

wir treffen uns wieder, und verlasset Euch darauf, der Empfang soll warm seyn. Ha, ha, ha!“ und nun verzerrte sich sein Gesicht zu einem abscheulichen Grinsen, eine satanische Lache folgte und er galoppirte eiligst davon.

„Jesus Maria,“ rief einer der Routiers, „sicher ist es der böse Feind — ich schicke ihm einen Pfeil nach, es ist um des Himmels Segen.“ Allein zitterte seine Hand oder war der Reiter schon zu ferne, soviel ist gewiß, er blieb unversehrt und wußte nicht einmal, daß man nochmals auf ihn geschossen.

„Die Hälfte der ersten Beute, die ich mache, soll unsrer Lieben Frauen vom Berge Ferrand geweiht seyn,“ rief einer der Räuber, bedacht den Himmel zu versöhnen und sich gegen Satan zu verwahren durch Theilung des aus dem Bruch der zehen Gebote ihm zuströmenden Gewinns mit dem Priester seiner Favoritheiligen.

„Und ich steure sechs Pariser Sous zu einer General-Absolution,“ rief ein anderer, der gar große Stücke hielt auf die Allgewalt päpstlicher Autorität.

Lassen wir diese Herren ihre Angelegenheiten mit dem Himmel auf ihre Weise in Ordnung bringen und begleiten das Individuum, das sie für den leiblichen Gott sey bei uns hielten, wobei wir die Geheimnisse seiner Seele auszuspähen uns bemühen, von denen wirklich hie und da einiges verlautete. Der Mann gehörte nämlich jener Classe an, deren Lippen — diese immer ungetreuen Wächter der Schätze des Herzens — bewußtlos hervormurmeln was im Innersten vorgeht. Es waren abgebrochene, kaum verständliche Sätze, etwa folgenden Inhalts. „Was gehts mich an, wer fällt.

— Gesetzt, die Schufte machen den Rittern den Garaus. — Ha, ha, ha! Wahrhaftig ein rarer Spaß! — Dann plündern wir sie aus und ich bekomme Gold, Gold die Hülle und Fülle! Aber wenn etwa die Schufte unterliegen? nun wohl ich kümmere mich nichts darum, ich helf' ihnen bei dem Abschlachten und bekomme gleichfalls mein Gold. — Ha, ha, ha, gestern zogen die Schufte ein paar reiche Kaufleute aus, und morgen ich sie. Wie herrlich, wenn dieser Thibaut von Auvergne im Handgemeng' bliebe, mit seinem eiskalten Blick und dem höhnischen Lächeln. — Welche Freude, diese Lippe, die mich de Couchs Possenreißer schalt, grinsen zu sehen in der *Agonie* des Todes. Ja wohl, einer seiner weißen Vorderzähne soll mir ein Mundstück geben für meine Rohr-Flöte, und einen der beiden Armknochen laß ich mir poliren, den Kreisel damit zu schlagen. — Ha, ha, ha, de Couchs Possenreißer! Ha, ha, ha! Ei wohl, und mein guter Herr de Couch! — der bettelhafte Schuft! Er schlug mich, als ich Hand gelegt an eines vornehmen Manns Tochter beim Sturm auf Constantinopel und verbot mir, ihr Gewalt anzuthun. — Ha, ha, ich vergalt ihm diese Einmischung in meinen Raub durch Plünderung des Seinen, und da ich letztern nicht wegzuführen wagte, vergrub ich ihn auf einem Felde bei Neapel. Wegen des Streichs aber bin ich noch in seiner Schuld und das soll bezahlt werden! — Ha, ha, ha! Soll ich ihm die Wahrheit sagen von wegen der Burgundischen Botschaft? Bewahre, da setzte er sich bequem an seinem Heerd und wäre ein gemachter Herr, und mich stieße man in die Küche und ließe mich allenfalls rufen zur Belustigung

der edlen Herren und Damen. — Ha, ha, nein, er soll mir noch eine Weile herumwandern, aber ich muß mein Mährchen zu Ende bringen.“ Und nun versank er in tiefes Nachdenken, das dem Selbstgespräch ein Ende machte, außer daß er zuweilen, wenn die verschiedenen Fragmente von Schurkerei und Narrheit, die das seltsame Chaos seines Verstandes bildeten, in seinem Ideengang aneinander geriethen, mit höchst schlauen Blicken um sich schielte, oder mit gereckter Zunge und geschlossenem einen Auge das andere die ganze Erde und den Himmel dazu umkreisen ließ, als mache er sich über das Universum lustig. Zuletzt erhob er ein lautes, schrilles, gellendes Gelächter, aus dessen Ton sich nicht recht ersehen ließ, ob es dem Unmuth oder der Heiterkeit sein Daseyn verdankte.

Sechstes Kapitel.

Der Eremit erwies sich so gut als sein Wort, und in zwei Tagen war Coucy, obzwar nicht fähig seinen schweren Fall schon genug zu vergessen, dennoch im Stande zu Pferde zu steigen. Ja, er fühlte Kraft genug in sich, im Feld oder Turnier eine gute Lanze zu brechen oder eine schwere Keule zu schwingen. Abends zuvor war der seltsame Gesell angekommen, dessen Gedanken wir im vorigen Kapitel ein wenig zu belauschen uns erlaubten. Der junge Ritter hatte ihn im heiligen Land losgekauft und dadurch eine gewisse Lehensherrlichkeit über ihn erworben.

Auf eine falsche Ansicht von seiner Narrheit hatte de Coucy eine noch falschere von seiner Ehrlichkeit gebaut, indem er seine Fehler jener, so wie seinem sorglosen Wesen zuschreibend, manche seiner Thorheiten für Tugenden hielt. Daß er in mancher Beziehung einen schwachen, oder besser einen verschrobenen Kopf hatte, darüber kann kein Zweifel obwalten; zugleich aber schien alles geistige Vermögen, das ihm geblieben, nun sich in einen bodenlosen Abgrund von Schlechtigkeit und Bosheit, auch ohne Zuthun Anderer und wo es ihm selbst nichts nützte, zu concentriren.

Ursprünglich einer der Gaukler, welche sich dem zweiten Kreuzzuge angeschlossen, war er den Ungläubigen in die Hände gefallen, und nach mehrjähriger Gefangenschaft hatte ihn Coucy losgekauft. Der Ritter behandelte ihn aus reinem Mitleid mit um so größerer Gunst und Güte, je mehr er allgemein gehaßt und gemieden war. Inzwischen war „Gallon der Narr," so nannte man ihn, im Stande seine Rolle für sich zu spielen, er besaß Leibeskraft in ungewöhnlichem Grade, verstand sich meisterhaft auf alle Waffen und verband mit den tausenderlei Kniffen und Künsten seines ehemaligen Handwerks jene durchtriebene Schlauheit, die so oft die Stelle des Urtheils einzunehmen weiß. In der Kapelle am See vor seinen Herrn geführt und von dem diesem widerfahrenen Unfall in Kenntniß gesetzt, brach er ohne das geringste Zeichen von Beileid in eine seiner wilden Lachen aus mit dem Ausruf: „ha, ha, ha! wie herrlich!"

„Wie Herr Gallon der Narr!" rief Coucy. „Du lachst wohl gar über Deines Herrn Mißgeschick?"

„Ganz und gar nicht, ich lache nur weil ich sehe, daß er es mir an Gewandtheit fast gleich thut," erwiederte der Gaukler, „daß er einen Fels von zwanzig Klaftern hinabrollen kann, ohne sich den Hirnkasten einzustoßen. Wahrhaftig, bald bist du gut genug zu eines Minstrels Narren, Herr von Coucy! — Ha, ha, ha! welcher Genuß für mich, Dich Deine Künste machen zu sehen vor einer **Cour plenière.**"

Der Ritter hielt ihm die geballte Faust entgegen und forderte ihn auf, Bericht zu geben von seiner Botschaft, denn des Narren Scherz in Gegenwart der schönen Isidora vom Berge widerte ihn mehr an, als es jemals bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall gewesen war.

„Vom Erfolg meiner Botschaft läßt sich wenig sagen," erwiederte der Gaukler, die Nase schüttelnd und eines der Augen schließend, während er das Andere fest auf Coucy gerichtet hielt. „Euer Oheim, Graf Gaston von Tankerville, schickt Euch keinen Liver."

„Wie, quält ihn der Geiz?" rief Coucy, „waren zehn Jahre im Stande den freien, edlen Geist der Sclaverei des Knickerns zu überliefern? Tausend Flüche über die Zeit; nicht nur untergräbt sie unsere Schlösser, schwächt unsere Sehnen, nein, sie wirft auch die Festungswerke des Geistes nieder und raubt die besten Gefühle unseres Herzens. Was meint Ihr, Fräulein, ist sie nicht ein gewaltiger Haudegen, diese alte Dame mit ihrer Sense und ihrem Stundenglas?"

„Allerdings ein schlimmer Feind aber ein ehrlicher," erwiederte Isidora. „Sie kommt nicht über uns ohne er-

gangene Warnung. Aber Euer Dienstmann scheint ungeduldig seine Erzählung zu Ende zu bringen, Herr Ritter; wenigstens schließ ich das aus den Gesichtern, die er schneidet."

„Segen über Eure süßen Lippen!" rief der Gaukler, „Ihr seyd die erste, die, mein Gesicht gewahrend, mich Mann nannte. Teufel oder Narr sind die besten Namen, die mir sonst zu Theil wurden. Bitte, heirathet meinen Herrn, dann bin ich Euer Mann."

Coucys Herz schlug hoch bei den Gedanken, die des Gauklers Worte in ihm heraufbeschworen, und der schönen Isidore schoß das Blut ins Gesicht, während der alte Herr Julian, in lautes Gelächter ausbrechend, es einen vortrefflichen Witz nannte.

„Laß die Grimmassen," rief Coucy, „und erzähle, was sagte mein Oheim? Warum schickt er mir nicht die erbetene Summe?"

„Der sagte nichts," war die Antwort. „Ha, ha, ha! Er sagte nichts, weil er todt ist, und —"

„Halt, halt!" rief Coucy. —'„Todt! das verhüte Gott! und ich nannt' ihn geizig. Thor, Du hast mich zur Sünde gebracht gegen sein Andenken. — Wie starb er, wann, wo?"

„Niemand weiß wann — Niemand weiß wo, Niemand weiß wie!" erwiederte der Gaukler mit einem Grinsen, das ihn bei seines Herrn Kummer unwillkührlich anwandelte. „Alles was man weiß, ist: er starb wie die Heiligen in Jerusalem, und der König und der Herzog von Burgund streiten sich um sein großes Besitzthum, das die Thoren heimgefallen nennen. Er ist todt, mausetodt! Ha, ha, ha."

„Lachst Du, Elender?“ rief Coucy, indem er auffuhr und ihm einen Streich versetzte, daß er an die andere Seite der Hütte taumelte. „Das lehre Dich, nicht zu lachen wo Andere weinen. Bei meinem Leben,“ fuhr er, seinen Sitz wieder einnehmend, fort: „er war ein so edler Herr, ein so ächter Ritter, als jemals einer Sporen trug. Er versprach, mich zum Erben einzusetzen, sicherlich hat er sein Wort gehalten. Aber um alle die schönen Lande, die er mir zurückgelassen, nein, nicht um ganz Frankreich, so groß es ist, möcht' ich solche Nachricht vernommen haben!“

„Ha, ha, ha!“ schallte es von der andern Seite der Hütte.

„Was lachst Du Narr!“ rief Coucy. „Willst Du die unsinnige Lustigkeit nicht lassen. — Was soll das Lachen, sag' ich?“

„Nun,“ erwiederte der Gaukler, „willst Du die hübschen Lande nicht haben, so sollst Du die Lande auch nicht haben. Der gute Graf Tankerville hinterließ weder Testament noch letzten Willen, und so wird in Gottes Namen der König das Besitzthum bekommen oder der Herzog von Burgund, wer von Beiden den längsten Arm hat es zu fassen und den stärksten es zu halten. So hieß mich der Vitzdom von Besançon Dir sagen.“

„Aber wie kommts, mein Sohn,“ sagte der Eremit, der gegenwärtig war, „daß Ihr nicht direkter Erbe seyd in Eures Oheims Lehen, in Ermanglung anderer Erben?“

„Ach mein guter Bruder,“ erwiederte Coucy, „Oheim und Neffe waren nur Höflichkeits-Worte unter uns, weil

wir einander liebten. Graf Tankerville heirathete meines Vaters Schwester, die kinderlos starb, und alle seine Neigung schien sich auf mich zu übertragen, der ich damals eine Waise war. Ich verließ ihn vor zehn Jahren als junger Fant, um das heilige Kreuz zu nehmen. Gar oft hört' ich von ihm in Briefen und durch sonstige Botschaft, die er mir über die weite See zukommen ließ, zum Beweis, daß ich nicht vergessen war, und nun, bei meiner Ankunft, find' ich ihn todt und sein Besitzthum an Andere gefallen. Nun wohl, seys drum, das grämt mich nicht, wohl aber, daß ich den besten Freund verloren den ich hatte."

„Da thut Ihr mir Unrecht, Coucy," sagte Graf d'Auvergne. „Keiner ist, oder war mehr Euer Freund, als Thibaut von Auvergne, und was Land und Gold betrifft, guter Ritter, schuld' ich nicht die Hälfte meiner Habe dem Manne, der mir dreimal das Leben rettete? — im Schiffbruche, auf dem Schlachtfelde, bei der tödtlichen Seuche? wär er auch nicht mein geschworener Waffenbruder?"

„Nein, nein, d'Auvergne," erwiederte der Andere; „zwar ist Coucy arm, gleichwohl hat er genug. Dazu ist er stolz und wie Ihr wißt, kein Lehensträger, und ist auch sein Besitzthum klein, ist er doch Herr seines Bodens, Keinem zu Unterthänigkeit und Mannsdiensten verpflichtet, ja, lacht nur schöner Herr Julian, nicht einmal dem Könige. Mein Besitzthum ist das letzte Freigut in Frankreich."

„Schickt Euren einfältigen Gaukler weg, de Coucy," sagte Graf d'Auvergne, „ich hätt' Euch ein Wort zu sagen außer dem Bereich seiner Ohren."

Coucy gab dem seltsamen Gesellen ein Zeichen und dieser verließ die Hütte. Nun fuhr der Graf fort: „Coucy, wars klug, diesem Wesen solch wichtige Botschaft anzuvertrauen? Könnt Ihr Euch auf seinen Bericht verlassen, da er Euch bekannt ist als verrückter Bube? ich kenne ihn als boshaft, und so wenig Verstand, so unendlich viele Tücke besitzt er. Nehmt meinen Rath, geht entweder selbst oder schickt einen vertrauten Boten die Wahrheit zu ergründen."

„Gewiß nicht," rief Coucy, „weder geh' ich selbst, noch send' ich Jemanden hin. Die guten Leute sollen sich nicht lustig machen über den armen Coucy und seine lüsternen Blicke nach Gütern, die er nicht bekommen kann. Man soll nicht von mir sagen, ich stehe da wie der Bettler in des reichen Mannes Küche, den Wohlgeruch einziehend von den Platten die man vorüberträgt. Ueberdieß thut Ihr Gallon Unrecht; er ist brav wie ein Löwe und dankbar für gütige Behandlung. Mir würde er kein Leides thun, und wollte er auch, er hätte nicht Witz genug, eine Erzählung wie diese zu schmieden. Er wußte nicht, daß ich meines Oheims gesetzlicher Erbe nicht bin. Wahrhaftig so ist's und so lassen wir es beruhen. Wozu alle die Sorgen? hab' ich doch meine Lanze und mein Schwert und meine Rittersporen, so mag ich mich sicherlich durch die Welt schlagen, seys auch Fortunen zu eitel Trutz." D'Auvergne sah den festen Entschluß seines Freundes und drang nicht weiter in ihn. Inzwischen war auch er mit sich im Reinen, er wollte sich selbst bei nächster Gelegenheit in der Stille nach Besançon oder Dijon begeben — die fraglichen Güter lagen zwischen beiden Städten

— und die Erkundigungen für seinen Freund einziehen, wozu dieser selbst keine Lust hatte. Sonst fiel diese Nacht nichts Erwähnenswerthes vor, und am andern Morgen begab sich die ganze Parthie nach der Schäferhütte, wo sie ihre Pferde gelassen. Dort saßen sie auf und schlugen die Richtung nach Vic le Comte ein, dem Sitze der Grafen von Auvergne.

Der Eremit, dessen Kunst de Coucy so förderlich gewesen, blieb nicht zurück, er bestieg ein starkes Maulthier und begleitete die Gesellschaft.

„Ich möchte Euer Geleite in Anspruch nehmen, edle Ritter," sagte er, als sie im Begriff waren, aufzubrechen. „Ich werde gegen meinen Willen aufs Neue in den Strudel weltlicher Angelegenheiten gezogen, Angelegenheiten, die sich durch die absichtliche Hartnäckigkeit, die niedrigen Leidenschaften und plumpen Thorheiten des Menschen immer dergestalt verwickeln, daß es der sichtbaren Hand des Himmels bedarf, den Einzelnen selbst durch ein kurzes Leben zu geleiten. Ich meinte damit zu Ende zu seyn, aber der König ruft mich und nächst dem Himmel bin ich ihm verpflichtet."

„Wie, so haben wir den berühmten Eremiten des Vincenner-Waldes vor uns?"* fragte der alte Herr Julian vom Berge, „dessen weise Rathschläge noch Hoffnung lassen, Philipp werde seinen armen Vasallen die Nothwendigkeit thätlichen Widerstandes ersparen."

„Berühmt und Einsiedler!" rief der Eremit. „Gut, mein Sohn, suchtet Ihr so wenig Ruhm als ich, wärt Ihr

* Nähern Bericht von diesem merkwürdigen Manne und seinem Einfluß auf Philipp August, sehe man bei Rigard.

nicht an der flandrischen Gränze ins Herz d'Auvergnes gekommen. Ich verließ Vincennes, des Rufs loszuwerden, den sie mir aufdrangen; Ihr verließet Schloß und Leute, Euch in Dinge zu mischen, wozu Ihr nicht paßt. Folgt Ihr anders meinem Rathe, so verzichtet Ihr auf Eure gefährliche Mission. Seht Euren Freund, aber nur als Freund, und kehrt zu Eurer Halle zurück, um Euch in Frieden und Liebe mit allen Menschen daselbst niederzulassen."

„Ha! wie, was?" rief der eigensinnige Alte entrüstet, und alle seine wohlwollenden Gefühle gegen den Eremiten verwandelten sich bei dieser unglücklichen Sprache in Galle. „Soll ich mich abwenden lassen von meinem Vorsatz durch einen alten Fas'ler? ich sage Dir, Klausner, zum Tode wollt' ich gehen nur weil Du mir abriethest. Beim Himmel, was ich zugesagt mit meinem Worte, das steht fest wie der Erde."

Graf d'Auvergne legte sich ins Mittel, und nachdem er dem Eremiten sicheres Geleit zugesagt, wenigstens durch seines Vaters Gebiet, führte er Herrn Julian an die Spitze des Zugs und veranlaßte ihn zu einer detaillirten Erzählung aller der wichtigen Maßregeln, die Philipp August in den letzten fünf Jahren, auf den Rath desselben Eremiten unternommen und zu einem glücklichen Ende geführt hatte. Diese Maßregeln, mit denen unsere Geschichte nichts zu thun, finden sich getreulich erzählt bei Rigord, Wilhelm von Bretagne und Wilhelm von Nangis, so wie bei mehreren andern wahrhaftigen französischen Geschichtschreibern jener Zeit.

Die schöne Isidore folgte den beiden Rittern mit Coucy,

der sich trotz der traurigen Botschaft vom vorigen Abend in ungewöhnlich heiterer Stimmung befand. Durfte man aus seinem Benehmen schließen, so gehörte er jenen Geistern an, die zwar das Gewicht empfindlich fühlen, womit die Zeit je zuweilen das menschliche Herz belastet, allein sich schon im nächsten Augenblick mit jener elastischen Schwungkraft wieder erheben, die jede Sorge von sich zu bannen weiß. So verhielt es sich aber nicht. Ein Gefühl gegen Isidoren, das er nicht verstand, machte ihn verwirrt, und um seine Verlegenheit zu verbergen, nahm er einen leichten Ton an und zeigte sich so im ungünstigsten Lichte, während er in Wahrheit am meisten zu gefallen wünschte.

Isidorens Antworten waren kurz und Coucy fühlte zuletzt, daß er nicht auf dem rechten Wege zu ihrer Gunst war. Gleichwohl fuhr er im nämlichen Tone fort, bis ein zufälliger Umstand das Gespräch auf seinen väterlichen Freund, den Grafen Tankerville leitete. Das war ein Glück für Isidorens Vorurtheil zu Gunsten des jungen Ritters, denn nun erwachten alle tiefern, feinern Gefühle seines Herzens und er sprach von hohen Eigenschaften und Tugenden, wie ein Mann, der aus eigenem Besitz mit ihnen bekannt ist. Isidorens Antworten wurden länger, ihre Gedanken schienen der Bande entledigt und nun erst begann zwischen Beiden jener lebhafte, vertrauliche Ideen-Austausch, der, an sich voll sanften Genusses, gewöhnlich der Vorschmack höherer Seligkeit ist. Bald beschäftigten sie sich einzig mit einander, und möchten der Himmel weiß wie lang in dieser Stimmung geblieben seyn, hätte nicht Coucys Knappe, Hugo de Barre, auch dieß-

mal mit dem Amt des Vorreiters betraut, plötzlich Halt gemacht wird, und auf eine verschlungene Gebüschmasse deutend, die den Hügel hinan die jenseitige Straße dem Auge entzog, gerufen:

„Die Büsche bewegen sich in umgekehrter Richtung mit dem Winde."

„Ha, ha, ha!" ließ sich eine Stimme von hinten vernehmen, „ha, ha, ha!"

Nun war alles geschäftig, denn die beschriebenen Merkmale kündigten klar und deutlich einen der räuberischen Hinterhalte an, die in jenen alten guten Zeiten nichts weniger als selten waren, und die Enge der Straße, verbunden mit dem dichten Gesträuche, verhinderte die Ritter, die Zahl und Eigenschaft ihrer Feinde zu schätzen. Die Knappen führten den Rittern die schwer gerüsteten Pferde zu und setzten ihnen die Helme zurecht, und die Ritter befehligten mit lauter Stimme Bogenschützen und Knechte zum Vorrücken, während Isidora und ihr weibliches Gefolge hinter die Fronte gewiesen wurden. Aber noch war all das nicht zu Ende, als schon ein Pfeilregen über die Gesellschaft kam, und das Fräulein oder ihr Zelter wäre sicherlich getroffen worden, hätte nicht Coucys Schild ihr zu Häupten die drohende Spitze aufgefangen.

In diesem Augenblick rief Coucy: „nimm den Schild, Narr Gallon, und decke damit das Fräulein! Auch die Lanze nimm! Mit den Büschen da läßt sich nicht turnieren." Und mit dem Ausruf „Sct. Michael, Sct. Michael!" faßte er die schwere Streitaxt am Sattelbogen und schwang sie ums Haupt, als wärs eine Weidengerte.

Nun erscholl der Ruf: „Coucy! Coucy! St. Michael! St. Michael!“ und während Auvergnes Bogenschüzen einen dichten Pfeilhagel ins Gebüsch warfen, sprengte Coucy dem Grafen nach, der mit Herrn Julian vom Berge und einigen leichtbewaffneten Knappen bereits vorgerückt war.

Sein Schlachtroß donnerte über den Grund und im Augenblick war er an Jener Seite und zwar an einer Stelle, wo die Freibeuter eine schwere eiserne Kette quer über den Weg gespannt hatten, hinter der sie nach jedem scheinbar schwachen Fleck in des Grafen Rüstung mit ihren Pfeilen zielten.

Ueber die Kette zu setzen war unmöglich und obgleich Graf Thibaut sein schweres Schlachtroß dagegen spornte, um sie niederzureißen, erwies sich doch alles unwirksam. Aber Ein Streich von Coucys Art genügte und die Kette brach auseinander mit gellendem Krachen. Sein Pferd stürzte vorwärts und der nächste Schlag traf den Kopf eines der Haupträuber durch Stahlhaube, Schädel und Gehirn dringend, als ob sich nichts der Schärfe des Beils widersetzt hätte.

Da hätte man eine jener wunderbaren Ritterthaten sehen können, die unsere spätere Zeit in Erstaunen setzen. Die Lanzen, kurzen Schwerter und Pfeile der Cotereaux prallten an den Rüstungen ab, wie die Wellen am Felsen, während Coucy, beseelt von dem Gedanken, daß Isidorens Augen auf ihm ruhten, alle seine früheren Wagstücke zu Schanden machte. Kein Streich seines Arms fiel, der nicht den Getroffenen zu Boden streckte. Die Cotereaux zerstäubten vor ihm wie die Spreu vor dem Winde. Graf d'Auvergne folgte ihm auf

der Ferse und trieb mit den Knappen sämmtliche Freibeuter, welche die Straße besetzt gehabt, das Thal hinunter. Die Bogenschützen aber gingen denen zu Leibe, die sich auf den Hügel postirt hatten.

Einen Augenblick suchten sich die Cotereaux hinter einigen Büschen zu sammeln, was ihren berittenen Gegnern das Vorrücken gefährlich und schwierig machte; allein zu gleicher Zeit brach ein lautes, gellendes: Ha, ha, ha, in ihrem Rücken aus, und Gallon der Narr sprengte, mit Coucys Lanze und Schild bewaffnet, und einem Gesicht, dessen furchtbarer Anblick eine Armee ersetzte, mitten unter sie. Sein Gelächter klang so teuflisch höhnisch, daß sich Coucy kaum selbst des Gedankens satanischer Verwandtschaft des Narren erwähnen konnte. Die Cotereaux in überwiegender Mehrzahl dem unerschütterlichsten Glauben an diabolische Naturen ergeben, bekamen ihn kaum zu Gesicht, so nahmen sie Reißaus nach jeder Richtung mit dem Rufe: „Der Teufel! der Teufel! und fort gings über Felsen, Wälder, Berge, ohne daß an ein Anhalten gedacht wurde. Nur Einer blieb stehen und nahm ihn auf's Korn mit den Worten: „Teufel? kein Teufel, wohl aber ein falscher Verräther, der uns hieher gelockt zur Schlachtbank, und sein Herzblut will ich haben, ehe ich sterbe.“ Aber Gallon wußte durch eine seiner seltsamen, unerklärlichen Wendungen dem Geschoß auszuweichen, und der Coterel eilte sich in Sicherheit zu bringen, indem er mit der Flüchtigkeit der Furcht einen steilen Fels hinaufsprang.

Kaum war all das zu Ende, so sprang Gallon mit dem habgierigen Zuge, welcher Leuten von schwachem Kopfe

gewöhnlich eigen, vom Pferde, und begann, Couchs Lanze und Schild ziemlich unehrerbietig bei Seite werfend, die Leichname zweier Cotereaux auszuplündern, indem er keinen Fetzen zurückließ, den er sich irgend zu eigen machen konnte.

Couch entging das nicht, so wenig als die verächtliche Behandlung, die der Narr seinen Waffen widerfahren lassen. Er sprengte auf ihn zu und rief, die furchtbare Art über seinem Haupte schwingend, mit einer Donnerstimme: „Gallon!"

Der Gaukler sah grinsend in die Höhe, „Ha, ha, ha!" rief er, die geschwungene Art erblickend, die augenblicklich auf ihn herabzufallen drohte, „Ihr könnt mich nicht blinzeln machen. — Ha, ha!" Und nun machte er sich wieder mit unermüdlicher Thätigkeit an das Entkleiden der Leichname.

„Wärs nicht aus Nachsicht mit Deiner Narrheit, ich würde Dir den Schädel spalten für die Vermessenheit, Dich meiner Lanze und meines Schilds bedient zu haben!" rief Couch. „Fort," setzte er hinzu, indem er ihm einen tüchtigen Schlag mit der Rückseite der Art versetzte; „Du sollst nicht da liegen wie eine rothbeinige Krähe, die todten Körper benagend. Wo ist das Fräulein? Warum ließest Du sie, während ich Dir befahl bei ihr zu bleiben?"

„Ich ließ das Fräulein mit ihren Mädchen in einer tiefen Höhle im Felsen," erwiederte der Spaßmacher, sich unwillig von seinem Raube entfernend; „und da ich Euch beschäftigt sah mit den Cotereaux, kam ich dem Stärksten zu helfen."

In dieser Antwort mochte mehr Wahrheit seyn als

Coucy sich träumen ließ, aber als Scherz genommen beseitigte sie seinen Zorn. Er hieß Hugo de Barre, der sich inzwischen genähert, Speer und Schild nachbringen, und ritt nach der Stelle zurück, wo das Gefecht begonnen. Gallon der Narr hatte richtig Isidoren und ihre Frauen in einer der Höhle untergebracht, woran die Berge Auvergnes in jeder Richtung Ueberfluß haben, und dort fand sie Coucy mit ihrem Vater, Herrn Julian, der des Redens kein Ende wußte über einen Pfeil, welcher ihm, ohne ihn zu verletzen, durchs Gewand gedrungen war.

Mittlerweile war Graf d'Auvergne aufs Recognoszíren geritten, um sich von der Sicherheit des Wegs zu überzeugen. Während seiner Abwesenheit waren das Fräulein und ihre Begleiterinnen um einige verwundete Bogenschützen geschäftig — nach der Sitte der Zeit rein weibliche Aufgabe. — Der Eremit kehrte mit dem Grafen zurück, und sprach er auch nicht davon, blieb es doch nicht unbemerkt, daß ihm ein Pfeil die Stirne gestreift hatte. Auch schienen zwei Risse in dem braunen Gewande anzudeuten, daß er, ohne thätigen Antheil am Gefechte zu nehmen, dessen Gefahren dennoch keineswegs vermieden hatte.

Dergleichen Scharmützel waren in jener Zeit so gewöhnlich, daß das gegenwärtige keine Erwähnung verdiente, wären dabei nicht zweierlei besondere Umstände mit untergelaufen, nämlich zum ersten die Wirkung, die Gallons seltsame Erscheinung und Geberden auf die Räuber machte, und sodann das neue Band, das sich von diesem Augenblick um Isidorens und Coucys Herzen schlang. Bezüglich des erstern

Umstands müssen wir bemerken, daß damals das Auftreten jeder Sorte böser Geister in menschlicher Gestalt für etwas ganz Gewöhnliches galt, so zwar, daß Rigord wenigstens zwanzig Beispiele davon anführt, und Wilhelm von Nangis deren ein ganzes Schock in den Chor der Kirche selbst einführt. Soweit dürfen wir uns nicht wundern, wenn eine Bande abergläubischer Marodeurs, durch ihr Gewerbe solch diabolischen Heimsuchungen ganz besonders ausgesetzt, ein häßliches Wesen wie Gallon für den leibhaftigen Gott sey bei uns hielten, besonders wenn er zu seinen mancherlei unbeschreiblichen Gesticulationen auf wirklich teuflische Weise sie in die Falle lockte, und dann über ihre Niederlage sich lustig machte.

Doch kehren wir zu den ehrenwerthen Personen unserer Parthie zurück. Die ganze Gesellschaft brach wieder auf, wie durch gemeinsame Uebereinkunft dieselbe Marschordnung beibehaltend, die sie vor dem Gefecht beobachtet. Auch gab Isidore, ob zwar schüchtern und weiblich wie irgend eine ihres Geschlechts in jenen Tagen, keine bedeutsamern Zeichen von Furcht zu erkennen, als je zuweilen einen scheuen Blick nach den Höhen. Ein leises Schaudern wandelte sie an, als sie auf dem Wege an drei kalten, leblosen Figuren vorüberkam, die, den Lebenden ganz unähnlich geworden, geisterhafte Zeichen von Coucys Streitart an sich trugen. Der bloße Anblick genügte, sie den Zügel gegen Coucy bewegen zu machen, gleichsam aus einer dunkeln Ideen-Verbindung ihrer Schwäche mit seiner Kraft, und aus jener schweigenden Bewunderung, die Muth und Stärke zu jeder Zeit in An-

spruch nehmen, die aber überdieß dazumal von Seite der Humanität keinerlei Eintrag zu befürchten hatte.

Damals reiste keine Dame von Isidorens Rang ohne eine Heerschaar weiblicher Begleiterinnen, und da Coucy und d'Auvergnes Knappen und Pagen unmittelbar aus Palästina kamen, wo Frauen Treibhaus-Pflanzen waren, die man gemeinen Augen nicht aussetzt, so läßt sich vermuthen, daß wir unserer Hauptgeschichte unschwer manch seltene geistreiche Episode von Liebeshändeln beigeben könnten, die in der zweiten Reihe unserer Pilgrime vor sich gingen. Allein wir haben mit den bisher eingeführten Personen genug zu thun, ehe wir die Feder niederzulegen im Stande, wollen uns daher mit dem Thun und Treiben der geringern Classe nicht befassen, außer wo wir von ihnen unumgänglich Notiz nehmen müssen.

Der Weg schlängelte sich durch manch sonniges Thal, manch reiche herrliche Landschaft und die Cavalcade begann nun in die fruchtbaren Ebenen Limagnes hinabzusteigen, die, gerade mit tausend blühenden Bäumen bedeckt, in einem Meer von Anmuth schwammen. Der Nachen über die Allier führte sie bald an das Ufer des lieblichen Vic le Comte-Thals, und Thibaut von Auvergne vergaß über diesem Anblick alles Weh des Daseyns und rief, die Arme ausstreckend, als wollte er es an seine Brust drücken: „Mein Heimathland!"

Schon hatte er die Städte Auvergnes gesehen, die Goldberge und das Puy de Dôme — sämmtlich sein Eigenthum, aber sie sprachen nur im Allgemeinen zu seinem Herzen und konnten seinen Kummer keinen Augenblick verwischen.

Nun aber schloßen sich die Scenen seiner Jugend vor ihm auf, nun mischte sich jeder Gegenstand um ihn mit der Erinnerung an die ersten süßesten Eindrücke seiner Kindheit, an alles was er gekannt, was ihm theuer gewesen, ehe das Leben eine Wolke hatte, und es war ihm nicht anders, als wenn die letzten fünf Jahre aus dem Buche des Schicksals gestrichen wären, als wenn er wieder dastände im Glanze der Jugend, der Jugend des Herzens und der Seele, ehe der Mensch niedergedrückt ist von Sorge, oder verhärtet durch Verrath, oder gebrochen durch vereitelte Hoffnung.

Zwei Aeste des Forez-Gebirgs bilden das Thal von Vic, dem sie östlich zur Gränzmark dienen und im Mittelpunkt der reichen so geschlossenen Ebene liegt die schöne Stadt Vic le Comte. Wohl konnte sie sich damals an freundlichem Aussehen mit jeder andern des Königreichs Frankreich messen, und auf einem sanften Abhange gelegen, das alte Schloß auf der Höhe zum Hintergrund, bildete sie, eben von einer vorüberziehenden Wolke beschattet, eine dunkle Pyramide in Mitten des sonnigen Thals, als unsere Cavalcade sich ihr näherte. Sonst glühte die ganze Landschaft im heitern Lichte des Sommerabends und die blauen Berge in mäßiger Ferne dienten dem Ganzen zu einem sanften, duftigen Hintergrunde. Die Stadt vermeidend schlug Graf Thibaut den Weg rechts ein, und in wenig Minuten waren sie auf Halbmeilenferne dem Schlosse gegenüber.

Es war ein großes, massiges Gebäude, bestehend aus unzähligen Thürmen von verschiedener Größe und Form, theils rund, theils viereckig, aber sämmtlich ohne einen Schein

von Ordnung, auf dem Gipfel einer die Stadt beherrschenden Anhöhe zusammengebaut. Die Platform jeden Thurmes, ob viereckig oder rund, war mit Zinnen versehen, und wo immer ein Winkel es zuließ, waren kleine Wachtthürmchen angebracht, die den größern etwas überragten. In der Mitte des Ganzen erhoben sich zwei Steinmassen, von den übrigen wohl unterschieden, die eine durch ihre Größe — es war ein schwerer viereckiger Thurm oder Verließ, wenigstens viermal so breit als irgend einer der übrigen — die andere durch ihre Höhe, indem sie dünn und schlank alles in der Nähe überragte. Diese letztere hieß der Wart- oder Glockenthurm, Tag und Nacht hielt sich darin ein Wächter auf, bereit, auf das geringste beunruhigende Zeichen ins Horn zu stoßen oder die ungeheure Glocke zu seinen Häupten, genannt „ban cloque," anzuziehen.

Den Raum zwischen dem Schloßthore und den Stadtmauren füllte ein sanfter, grüner Abhang, der, gerade mit Zelten und Buden bedeckt, vollkommen einem englischen Jahrmarkte glich, und unsere Gesellschaft übersah von ihrem Standorte aus eine geschäftige Menge in bunten Trachten und Kleidern, einige zu Pferd und andere zu Fuß, was der ganzen Scene ungemeines Leben verlieh. In der Höhe aber wehten Tausende von Flaggen, Bannern und Bändern in heiterer, scheckiger Verwirrung an der Unzahl von Wetterhähnen, womit jede Zinne des Schlosses geschmückt war.

Noch hatte die Cavalcade auf keine hundert Schritte die Stadtecke hinter sich, die sie dem Blicke vom Schlosse aus entzog, als die Augen des Wächters sie gewahrten, und

im nächsten Moment schmetterte ein lauter, klangreicher Trompetenstoß vom Wartthurm herab. Im nächsten beantwortete eine ganze Musikbande im Schloßhofe das Zeichen.

D'Auvergne erkannte den heimischen Willkomm und setzte das Horn an die Lippen. Sogleich ahmte jeder Bogenschütze in seinem Gefolge, von einem unwiderstehlichen Impuls getrieben, des Gebieters Beispiel nach. Einem jeden lag die Heimath vor Augen und so bliesen sie zusammen in vollkommenem Einklang das berühmte: „Willkommen Auvergnate," daß Mauren und Thürme und Hügel den Schall tausendfach zurückgaben.

Nun öffneten sich die Pforten und ein stattlicher Zug Reisiger strömte heraus und gallopirte den Berg hinab unsern Pilgrimen entgegen. An ihrer Spitze erschien ein alter Mann in reicher Kleidung, Scharlach und Gold. Das Feuer seines Auges war noch ungeschwächt, die Rose der Wangen nicht erblaßt, und die einzigen Spuren die ein siebzigmal wiederholter Sommer zurückgelassen, wies die schneeige Weiße der Haare nach. D'Auvergnes Roß flog dem Winde gleich dem Greise entgegen. Vater und Sohn sprangen zugleich zur Erde; der Vater drückte den Ankömmling ans Herz und rief, an der eisenbedeckten Schulter weinend: „Mein Sohn, mein Sohn!"

Siebentes Kapitel

Wir überlassen es der Einbildungskraft des Lesers, sich den Empfang zu denken im Schlosse des Grafen v. Auvergne,

der, durch Botschafter von seines Sohnes Ankunft benachrichtigt, seine cour plenière zu Verherrlichung von dessen Heimkehr versammelt hatte.

Es war eine der heiteren lebendigen Scenen, denen man heutigen Tags selten begegnet, wo Pracht, Glanz und Gepränge nicht gefesselt waren durch eiskalte Repräsentation und Ceremonie. Die strenge Etikette, die zwei Jahrhunderte später jede Bewegung des französischen Hofs in Ketten schlug, war damals noch unbekannt. Die Ehrentitel erstiegen sich nicht über das „Schöner Herr," oder „Monseigneur," und auch diese waren mehr das ehrerbietige Zeichen der Anerkennung großer Thaten, und glänzender Tugenden als des Reichthums und erblichen Rangs. Alles war heiter und frei; allerdings wurde für Alter und Stellung gebührende Achtung gezollt, allein jene Achtung einer jugendlichen von Sophismen unverdorbenen Zeit, wo die freiwillige Huldigung des Herzens, dem Verdienst erwiesen, noch nicht regulirt war durch die kalte Regel des Gesetzes. Jeder, der sich damals der ihm gebührenden Stellung bewußt, nahm keine andere in Anspruch und zollte gerne dem höhern Grade den schuldigen Tribut der Ehrerbietung.

Durch die tausend Zimmer und zehntausend Gänge des Schlosses Vic le comte rannten Pagen und Knappen hin und her in verhältnißmäßiger Zahl zur Menge der Besuchenden. Diese sämmtlichen dienstbaren Geister, obgleich den adeligen Gästen gegenüber zu Leistungen verpflichtet, die nur dem Gesinde anheimfallen würden, waren von edler Geburt und Aspiranten des Ritterthums. So aber verhielt es sich nicht

nur an den Höfen souveräner Prinzen wie des Grafen von Auvergne; Eltern vom höchsten Range hielten sich damals für glücklich, wenn sie ihre Söhne im Dienste des ärmsten Ritters unterbringen konnten, vorausgesetzt daß seine Thaten für eine musterhafte Leitung auf der Bahn der Ehre und des Ruhms bürgten. Es war eine Lehrschule für die Ritterschaft.

Alle diese ausgesuchten Diener durchflogen eine halbe Stunde nach Graf Thibauts Heimkehr die Gemächer, ihre Dienste anbietend und den Rittern, welche zu Bewillkommung des jungen Herrn sich eingefunden, im Abschnallen der schweren Rüstung behülflich, ohne deren Schutz das damalige Reisen besonders in der Auvergne vermessen und gefährlich war. Mit jedem Augenblick kamen neue Gäste an, schöne Damen, tapfere Ritter, Vasallen und Lehenbesitzer, einige mit lustigem Gefolge, andere auf die Gesellschaft von Lanze und Schwert beschränkt, einige mit der Leyer in der Hand, ohne die sie, anerkannte Troubadours, niemals auszogen, andere von ganzen Schaaren Minstrels, Gauklern, Narren, Seiltänzern und Possenreißern begleitet, die sie mitbrachten zu Verherrlichung ihres Lehengebieters, — dessen cour plenière sie anzuwohnen berufen waren. Auch unter den erwähnten Zelten und Buden vor dem Schloßthor trieb sich eine Unzahl solcher Narren um; ebensowenig fehlte es an Hausirern und Krämern jeder Art, die in unbegreiflicher Eile auf das erste Gerücht einer cour plenière sich in Vic le comte zusammengefunden. In der einen Bude waren Gold-, Silber-, Sammet-, Seiden-, Taffent- und

sonstige feine Stoffe zu sehen, in einer andern Hermeline, Grau- und alle möglichen Pelzwerke. Andere boten silberne Trinkgefässe zur Schau und goldene Zierrathe zum Befestigen der Herren- und Frauenmäntel, genannt Fermaillen, andere Messerschmiedwaaren und Waffen jeder Art, als da sind: dänische Streitärte, Helme aus Poitiers, Kölnische Schwerter und Rouener Brustharnische. An Geräusch der manchfachsten Art fehlte es auch nicht; das Lachen, Schreien und Rufen in und außerhalb der Thormauern mischte sich mit den Tönen von tausend Instrumenten von der Flöte bis zum Dudelsack, während jeder Punkt der Scene seinen festlichen Charakter bethätigte, ob durch feine Kleider und das hin und herwogende Menschengedränge, oder durch Federn, Flaggen, Banner auf den Mauern und Zinnen des Schlosses.

Schlag Vier stellte sich eine Bande reichgekleideter Minstrels vor dem großen Portal auf und gab das sogenannte Corner à l'eau, ein Zeichen, daß das Mahl aufgetragen wurde. Auf den Ton verließen sämmtliche Ritter und Damen die Zimmer, worin sie anfangs untergebracht worden, und versammelten sich in einem der geräumigen Schloßsäle, wo die Pagen für jeden Gast ein silbernes Becken mit Serviette zum Händewaschen vor der Mahlzeit bereit hielten.

Bei diesem Theil der Ceremonie fand sich Coucy, der Himmel weiß wie, Isidoren zur Seite, und gar gerne hätte er dem muthwilligen jungen Pagen eines versetzt, der beim Ausgießen des Wassers über ihre schönen Hände sie so frech und pagenhaft angrinste, daß Isidore sich beim Dank für seinen Dienst des Lächelns nicht enthalten konnte.

Der alte Graf d'Auvergne war im eifrigen Gespräch mit seinem Sohn begriffen, er bewillkommte zwar die mancherlei Gäste als sie, mit Worten und Zuwinken grüßend, an ihm vorbeikamen, setzte aber jedesmal die Unterhaltung mit Graf Thibaut wieder fort. Uebrigens schien diese nicht der angenehmsten Gattung anzugehören, denn über die Stirne des Alten breitete sich der Abglanz der Schwermuth, die auf der des Sohns lagerte, und der Strahl der Freude, der bei der Heimkunft auf letzterer sichtbar gewesen, war bereits gänzlich erloschen.

„Ist Dein ritterlich Wort verpfändet, mein Sohn," sagte der alte Graf, als die Hörner das zweite Speisesignal ertheilten, „so soll Dich meine Besorgniß nicht zurückhalten. Freilich wäre es mir lieber, Du hättest geschworen, dem Sultan auf seinem Throne an den Bart zu greifen, als Dich in solches Unternehmen eingelassen." Das Gespräch endete mit einem Seufzer und die Gäste wurden in den Bankets aal geleitet.

Es war eines der ungeheuren Gemächer, wie man sie heutiges Tags nur selten noch findet. Doch enthielt La Brède, das Schloß des berühmten Montesquieu, ungefähr dieselben Dimensionen. Die Länge des Zimmers betrug achtzig Fuß, die Breite fünfzig und die Decke, von ebenem dunkeln Eichenholz, auf fast dreißig Fuß hohen Mauern ruhend, bildete in der Mitte einen gespitzten Bogen. An den Seiten war weder Pfeiler noch Pilasterschmuck zu sehen, wohl aber hingen dreißig vollständige Ritterrüstungen mit Schwert, Lanze, Schild, Streitaxt, Keule und Dolch an den

Wänden, und über jeder wehte ein Banner, entweder dem Hause Auvergne angehörig oder gewonnen von einem seiner Glieder auf dem Schlachtfelde. Der Fußboden war dicht besäet mit grünen Blättern, und jeder Fleck der Wand, den die Rüstungen unbedeckt ließen, nahm ein breiter Eichenzweig mit seinem grünen Schmucke ein. Bei diesen einfachen Saalverzierungen würde wohl Niemand einen Tisch mit solch ausgesuchten Leckereien erwartet haben, als der scrupulöseste Feinschmecker unserer Zeit nur immer zu Würzung seines Mahls aufbieten könnte.

Die Tafel, — sie nahm die ganze Länge der Halle ein — war mit feinem leinenem Damast bedeckt, ein Zeug, dessen Erfindung, obzwar gewöhnlich dem siebzehnten Jahrhunderte zugeschrieben, einem weit älteren Datum angehört. Lange mit Teppichen überzogene Bänke liefen zu beiden Seiten der Tafel hin, und die Stelle jeden Gasts war, wie in unsern Tagen, durch einen kleinen runden Brodlaib bezeichnet, den eine feine, goldgestickte Serviette bedeckte. Daneben lag ein Messer, obgleich der gewöhnliche Gürteldolch den Hausherrn gar oft der Mühe überhob, seine Gäste mit solchem Geräthe zu versehen. Ein silberner Löffel vollendete das Besteck, denn von Gabeln war nichts zu sehen, da die Geschichte ihrer zum erstenmal in den Tagen Karl des Fünften von Frankreich erwähnt.

Eine Reihe silberner Trinkgeschirre prangte zu beiden Seiten der Tafel, und zwar zeichneten sich je die fünf ersten, Hanaps (Humpen) genannt, durch ihren hohen, kelchförmigen Stiel aus. Allerlei Wasser- und Weingefäße, theils von

Silber, theils von Krystall, und gewöhnlich seltsam, ja phantastisch geformt, indem sie Drachen, Burgen, Schiffe oder gar Menschen vorstellten, waren da und dort auf der Tafel angebracht, und eine ungeheure Gold- und Silbermasse, zu Platten und Bechern verarbeitet, leuchtete von zwei Schenktischen oder Dressoirs, wie Helenor von Poitiers sie benennt, die sich am obern Saalende neben dem Sitze des Grafen selbst befanden.

So weit wich die Anordnung nur wenig von der heutigen Sitte ab, was nun aber folgte, entfernte sich um so mehr davon. Die Saalthüren fuhren auf und der glänzende Zug von Rittern und Damen, durch die cour plenière hier versammelt, trat ein zum Banket. Graf d'Auvergne nahm zuerst seinen Sitz auf einem Stuhl mit dossier und dais, wie man sich damals ausdrückte, oder in andern Worten: mit hoher Rücklehne und einem Baldachin. Dann erhob er sich zu Anordnung der sogenannten Tafelassiette, das heißt zu der schwierigen Aufgabe diejenigen Personen neben einander zu placiren, die nach Charakter und Eigenschaften am besten für einander paßten. Es ist dieß eine Aufgabe, von deren glücklicher Lösung das Vergnügen einer solchen Zusammenkunft immer abhängen wird, die sich aber doppelt schwierig darstellt, wenn wir bedenken, daß damals der Ritter und die Dame, welche die Wahl des Hausherrn zusammengeworfen, von demselben Teller aßen und aus demselben Becher tranken.

Das lebendige Schicklichkeitsgefühl, von uns Takt genannt, gehört keinem besondern Zeitalter an, und der Graf

des dreizehnten Jahrhunderts besaß davon soviel, als eine moderne Gebieterin bei Almack. Sämmtliche Gäste waren zufriedengestellt und Coucy trank aus dem nämlichen Becher mit Isidoren vom Berge.

Es waren berauschende Züge, die er schlürfte, und er begann nun zu fühlen, daß er nie zuvor geliebt hatte. Der Glanz des schönen Auges, die Berührung der kleinen Hand, der Ton der sanften Stimme schien ihm neu, seltsam bezaubernd, und kaum konnte er sich überreden, daß er etwas Derartiges je gekannt habe. Es war eine fröhliche, ansprechende Scene mit allen jenen Gegenständen und Tönen in die Runde, welche die Phantasie entflammen, und das Herz hoch schlagen machen — Pracht und Glanz und Wein und Musik und Lächeln und Schönheit und ansteckende Heiterkeit. Das leichte Lachen, der schlagende Scherz, der leuchtende Blick, die glühende Wange, die belebte Sprache, die lustige Mähr fehlten nicht, und zeitweise drang wild schwellendes Horn und Flötengetön durch die offenen Thüren, für den Augenblick jeden andern Laut überwältigend, bis es hinwiederum in der eingetretenen Stille dahin schwand.

Die Worte, die Coucy sprach, und wie er sie sprach, und was Isidore fühlte, ohne es auszusprechen, überlassen wir der Einbildungskraft Derer, die sich schon in ähnlichen Lagen befunden haben mögen. Auch wollen wir die Beschreibung des Bankets nicht weiter ausdehnen, eine Beschreibung, die schon jetzt vielleicht das geziemende Maaß überschritten, und wir enthalten uns jeder Einzelheit von allen den Suppen und Gemüsen, Störchen, Pfauen und

Wildschweinen, den Kastellen, die Wein spieen, und den Pyramiden von fünfzig Kapaunen, die zeitweise auf der Tafel lasteten. Wir glauben all dessen überhoben zu seyn, da wir bereits auf die bemerkenswerthen Unterschiede zwischen einem damaligen und heutigen Banket, so wie auf die noch bemerkenswertheren Aehnlichkeiten, hingewiesen haben.

Als endlich die Sonnenstrahlen, die sich bisher durch die hohen Fenster über den glänzenden Bankettisch ergossen, dermaßen schräg fielen, daß sie jenen nicht mehr erreichen konnten, füllte der alte Graf seinen Becher mit Wein und erhob die Hand zum Zeichen für die hinter seinem Stuhle stehenden Minstrels. Augenblicklich stießen diese kräftig in die Trompeten, und die Fanfare dauerte ziemlich lange, ehe sie völliger Stille Platz machte. Nun ließ sich der Graf in folgender Weise vernehmen: „Schöne Ritter und Damen, ehe wir uns erheben, unsere Troubadours zu hören unter den alten Eichen heiß' ich Euch alle nochmals herzlich willkommen, und sind auch lauter ächte und tapfere Ritter hier, deren Jedem ich mit Vergnügen zutrinken könnte, ist doch einer darunter, dem Auvergne viel verdankt, und den ich, ein alter Haudegen, für den besten Ritter Frankreichs erklären muß. Sieger bei Ascalon und Jaffa; fünfmal Ueberwinder der Ungläubigen in offener Feldschlacht; die beste Lanze bei Zara und der Erste, der das Banner aufpflanzte auf den kaiserlichen Mauern von Byzanz, vor Allem aber mir werth als Retter meines Sohnes — Guy von Coucy, ächter guter Ritter, ich trinke auf Euch zu Lieb und Ehren! thut mir Bescheid mit Eurem Humpen." Damit hob der Graf sein

goldenes Gefäß zu den Lippen und übergab es dann einem Pagen, es dem Coucy zu überreichen.

Dieser nahm es dem Pagen ab und begrüßte, mit anmuthiger Ablehnung des ihm gespendeten Lobes, den Vater seines Freundes. Der bedeutsamste Umstand aber bei der ganzen Ceremonie war, daß Isidorens Wangen glühten und Isidorens Lippen zitterten bei der großen öffentlichen Ehre, die Coucy widerfuhr, nicht anders, als wäre die Verwirrung davon auf sie gefallen.

Nun erhoben sich die Gäste und folgten dem Grafen ins Gehölz hinter dem Schlosse, wo sie unter der großen Feudaleiche, zu deren Füßen sämmtliche Verträge und Allianzen Auvergne's unterzeichnet worden, den Gesängen der Troubadours lauschten. Und wahrhaftig nicht wenige von den Vornehmsten selbst befanden sich in den Reihen der Sänger.

Wir haben uns dermaßen angewöhnt, alle Einzelheiten der Ritterzeit für fabelhaft zu halten, daß wir uns kaum vorstellen können, wie Männer, deren Brust das Ziel jeder Gefahr, deren Hände mit Lanze und Schwert vertraut waren, deren beste Lebenszeit über Schlacht und Blutvergießen verging, auf einmal die Rüstung wegwerfen und, im Schatten der Eiche, Lieder voll Liebe und Zärtlichkeit singen konnten in einer der sanftesten wohlklingendsten Sprachen der Welt. Und doch war es so, und so schwer es uns seyn mag, unsern Geist in eine solche Scene zu versetzen, und die Gegenstände in gehöriger Bestimmtheit heraufzubeschwören, läßt die Geschichte gleichwohl keinen Zweifel über die That=

sache. Unbestreitbar nemlich ist, daß die kühnsten Krieger Auvergne's — und Auvergne war seines kühnen, kräftigen Geistes wegen berühmt — nicht minder sich auszeichneten in ihren Gesängen, als in ihrer Rittereigenschaft, und als sie so um den Grafen herumsaßen, ergriff einer nach dem andern die Cither oder Leyer, und sang mit leiser, monotoner Begleitung eines der süßesten Liedchen des Landes.

Nur eines einzigen erwähnen wir, eines schmächtigen Jungen von hübschen, obzwar etwas weibischen Zügen. Gleichwohl trug er Rittergürtel und Sporen, und nach dem reichen Anzug zu schließen, der von Gold und Scharlach glitzerte, schien er wenigstens im Besitz von Fortunas Gaben. Während des Bankets hatte er Isidoren vom Berge aufmerksamer angestaunt, als es der Dame, neben der er Platz gefunden, oder Couch lieb seyn mochte, und eine schmachtende, fast melancholische Sanftmuth in seinem Auge wollte Isidorens Liebhaber nicht im Geringsten behagen. Zum Gesang aufgerufen bei dem Namen „Graf de la Roche Guyon," nahm er dem Pagen die Harfe weg, glitt mit sorgloser aber zuversichtlicher Hand darüber hin, und sang, die Augen auf Isidoren geheftet, mit lieblicher, voller, schmelzender Stimme in Provencalischem Idiom oder der „langue d'oc," wenn auch sein Name auf nördlichere Abkunft hinwies, folgendes Lied:

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Troubadours Sang.

Mein Lieb mein Lieb, mein Mädchen hoch!
was, Freude, gleichet Dir?
ein Weltgestirn am Himmel hoch,
ein Himmel ist sie mir.

Die Wange wie der Abend hold,
eh' noch die Sonne sinkt,
ein Streifen Licht, der, reines Gold,
Nachtfittige umblinkt.

Ihr Auge lieblich wie der Stern,
der an dem Himmel blüht,
und Diamanten sendet fern,
eh' Tags Erröthen flieht.

Ihr Mund die neugeborene Ros',
ihr Athem Frühlingswehn,
die Stimme liebliches Gekos'
wie Engelstimmen schön.

Und tausendfacher Reiz umwebt
sie, der nichts Ird'sches gleich,
kein Bild in Phantasien lebt,
so wunderschön und reich.

Ja Ritter-Schloß und Burg gäb' ich,
liebt' sie mich einen Tag,
doch ach ihr Herz ist nicht für mich,
sie lächelt mir nicht nach.

„Meiner Treu! das muß eine hartherzige Dame seyn," sagte der alte Herr Julian vom Berge, „wenn sie solch hübschem Troubadour widerstehen kann — Aber Herr Guy von

Coucy gönnt der Langue d'oc nicht den völligen Sieg über unsere Langue d'oyl. Ein so tapferer Ritter muß auch der Leyer hold seyn; bitte, singt was zur Ehre unserer Trouvèren."

Gern hätte es Coucy abgelehnt, aber auch Graf Thibaut drang in ihn und benannte die Belagerung von Konstantinopel als Thema. Zugleich bot ihm der junge Troubadour, der so eben gesungen, die Harfe mit den Worten: „Ich bitte Euch, edler Herr, zur Ehre unserer Dame."

Coucy verneigte sich und nahm das Instrument, über dessen Saiten er in kecker, nicht ungewandter Weise, die Hand gleiten ließ. Dann erhob er die Stimme und besang die Einnahme von Zara und die erste Belagerung Konstantinopels. Eine Schilderung der Genüsse Griechenlands folgte, mit der Nutzanwendung, wie schwer es Rittern und Soldaten geworden, sich im Lager vor Byzanz, während sie die Vollziehung des Vertrags mit Kaiser Isaak und dessen Sohn Alexius, erwarteten, der griechischen Verweichlichung zu erwehren. Endlich erwähnte er des an Alexius verübten Mordes, der Usurpation des Murzuphlus und der Vorbereitungen der Franken zu Züchtigung des Letzteren. Sein Auge flammte, die Stimme hob sich, und von den tiefern Tönen des Instruments begleitet, sang er den letzten Tag der Griechenherrschaft.

Nacht war es, finstre Nacht und am Gestad
des düstern Bospor war der Wogenbrand
der einzige Schall, der durch das Schweigen brach,
das rings und überall die Luft beschlich.

Nacht war es, finstre Nacht, und doch begann
im Lager nicht und nicht an Schiffes Bord
der weichbeschuhte Schlaf den leisen Lauf
um seine Küsse, leicht und wundersüß,
den Augenliedern irgend aufzudrücken.
Nein, jeder Ritter, Osten zugekehrt,
dem düstern Osten, harrete auf Licht.
In Waffen standen sie gedrängt und mehr
als Einer, edlem Namen angehörig,
sah nach dem Morgen wie nach Ruhmes Dämmern,
da All und jeder d e n Gedanken nährt.
Und manch' ein herrlich Ruhmgefild erhob
in grauen Schatten sich aus Thraziens
Gebirg und Thal, und breitete des Ruhms
erhabene Visionen durch die Luft.
Aufstieg die Sonne, Dom und Thurm vergoldend
mit frischer Gluth der einz'gen Morgenstunde,
und wie des Osten Königin, Byzanz,
die Wunderstadt, erglüht in reiner Pracht,
mit ihren Thürmen, Domen, Zinnen, Mauern,
den schimmernden Palästen, hoben Hallen,
glich sie im Glanz des goldgewobenen Dufts
dem Wundertraum, den heitre Phantasie
sich aus dem Hauch des jungen Tags gewirkt.

Sofort beschrieb er den glänzenden aber weibischen Anblick der griechischen Krieger auf den Mauern, und den Sturm auf die Stadt von der See- und Landseite. In glühender Sprache malte er Beides, die großen Thaten der Angreifer und Vertheidiger, die Wirkungen des griechischen Feuers, dieser Erfindung der Hölle, der Katapulte, Steinschleudern, brennenden Pfeile, die von den Mauern kamen. Daß die Franken zu wiederholtenmalen zurückgeschlagen wurden, blieb

nicht verschwiegen, ebensowenig aber die entschlossene, unüberwindliche Tapferkeit, womit sie ihre Absicht verfolgten, den Verrath der Griechen zu züchtigen. Das Lied abkürzend überging er die Namen mancher Kämpen, berührte die Thaten anderer nur flüchtig. Des heroischen Dogen von Venedig mußte er jedoch nothwendig erwähnen, — „Sieh," rief er —

Sieh dort! der Held des Augenlichtes baar
in Vorderreih', unkundig stets der Flucht.
Den Scheitel drückt die Last des Winterschnees,
den neunzig Jahre über ihn geworfen.
Allein der Geist des hochgesinnten Manns
besiegt das Alter und mit ihm die Zeit
zu ew'gem Ruhm dem Namen Dandolo,
der späte Nachwelt selbst begeistern wird.

Coucy's Stimme hob sich mit jeder Zeile bei Schilderung des Handgemenges auf den Verschanzungen, nachdem die Franken sie mittelst Leitern bestiegen, und er schloß mit der Flucht der Griechen:

Der Grieche weicht, der Feigling vor dem Schwert,
der fällt, der hält entsetzt nicht länger Stand,
der Gallier Phalangen dringen nach
und ehrlos läßt der fliehende Feind das Leben.
Im Sonnenglanz strahlt Frankreichs Fahne hoch,
und aus den Reihn des ruhmverklärten Heers
erschallt der Donnerruf: „Byzanz ist unser!"

Nun waren Aller Augen auf ihn gerichtet, Aller Ohren lauschten seinem Sange. Die Sprache oder besser der Dialekt, in dem er sang, die Langue d'oyl, kam zwar in An-

muth und Harmonie der Langue d'oc oder dem Provenzalischen nicht gleich, aber sie hatte mehr Kraft und Charakter. Auch war der Gegenstand würdiger und bei Erwähnung der Thaten, an denen er selbst bedeutsamen Theil gehabt, schien Couch's ganze Seele aufzugehen in dem Gesang, und seine feinen Züge nahmen den Mittelausdruck an zwischen dem Feuer des Kämpfenden und der Begeisterung des Poeten. Er schien Alles um sich her zu vergessen über dem tiefen persönlichen Interesse, das er selbst an seiner Erzählung nahm, die Worte entströmten geflügelter, seine Hand fuhr blitzschnell über die Harfe, und als er endlich schwieg und das Instrument fahren ließ, schien er es nur zu thun, um die Hand ans Schwert zu legen.

Dem Gesang schloß sich eine Todtenstille an, welcher ein allgemeines Beifallsgemurmel folgte, denn die Verherrlichung der Thaten der Franken bei Konstantinopel hatte in jeder anwesenden Brust jene feine Saite berührt, die wir Nationalgefühl nennen. Es ist dieß bekanntlich ein Gefühl, vermöge dessen wir uns einen Theil des Ruhms zuschreiben, den sich unsere Landsleute gewannen, so sehr wir auch anzuerkennen genöthigt seyn mögen, daß wir unfähig wären, irgend eine der Thaten zu vollbringen, wodurch jener Ruhm gewonnen ward.

Achtes Kapitel.

Das Loos eines Monarchen, wenn ihm nicht etwa ganz besonders Halcyonische Tage beschieden sind, hat viel Aehn-

lichkeit mit dem Leben eines Seemanns, der auf unsichern, stürmischen Wogen treibt. Tausend Ungewittern ausgesetzt, wogegen eine Bauerhütte genügsamen Schutz böte, bringt er sein Leben zu in Bewachung des Sturms, und sein ganzer Lauf beruht auf der Discretion des Windes.

Mit großer Herzensbitterkeit und Herzenskümmerniß sah Philipp August den politischen Horizont rings um sich verdüstern. Manch schwarze Wolke thürmte sich empor, die ihn mit Erneuerung aller jener Mühen, Sorgen und Verlegenheiten bedrohte, von denen er Befreiung gehofft hatte, wenigstens auf die nächste Zeitfrist. Er fühlte es mit gepreßter glühender Brust, aber ohne sich davon niederschlagen zu lassen, denn stark durch die Hülfsmittel eines seinem Zeitalter überlegenen Geistes war er entschlossen, große, ausgezeichnete Rache zu nehmen an denen, die es wagen würden, seine Ruhe zu stören, und wohl wissend, daß das Gewitter ausbrechen mußte, suchte er, wie immer, seinen Vortheil schon im Voraus zu sichern. Auch dießmal sollte die Rache Hand in Hand gehen mit der Politik, die Züchtigung der rebellischen Vasallen sollte nicht allein zu Vergrößerung seiner Domänen und lehensherrlichen Rechte dienen, sondern er wollte sie auch zu Erweiterung der Macht und Prärogative der Krone benützen, und überhaupt bei dieser Gelegenheit die Basis der Gewalt breit genug legen, daß seine Nachfolger ein großartiges Gebäude darauf errichten könnten.

Inzwischen so klar er das Nahen der Gefahr erkannte und so sehr er sich auf deren kräftige Bekämpfung vorbereitete, gehörte er dennoch nicht zu jenen Charakteren, die dem

entfernten Uebel anhaltende Einwirkung auf den Genuß der Gegenwart gestatten. Nur kurze Zeit betrachtete er die Gefahr mit peinlichem Gefühl, obzwar festen Sinns, bald aber schwand jenes Gefühl, und dem Veteranen gleich, der auf den nächtlichen Angriff gefaßt mit den Waffen in der Hand schläft, und zwar ruhig schläft, bemerkte Philipp das drohende Murren der größeren Lehensträger, rüstete er sich in jeder Weise auf Das, was nach seiner festen Ueberzeugung daraus erfolgen mußte. Sobald er einmal damit im Reinen, gab er sich der Zerstreuung und dem Vergnügen hin, ja er schien ängstlich bemüht in der kurzen Spanne Ruhe, die ihm noch blieb, alle Freude, allen Genuß zusammenzuhäufen, der sonst über viele Jahre des Friedens zerstreut geblieben seyn würde. Feste, pompöse Aufzüge und Turniere lösten sich aufs Eiligste ab, und an der Seite seiner schönen Königin schien Philipp von Frankreich auf die Erde herabzusehen, wie auf einen Garten der Freude und des Gelächters, schien er das Leben zu betrachten als eine lange Kette ungebrochener Vergnügungen.

Und doch selbst in seinen Zerstreuungen war Philipp politisch. Trotz des völligen Eintritts der Sommerhitze war er nach Paris zurückgekehrt, und wir treffen ihn im letzten Drittel des Monats Juni im alten Inselpalaste an einem Fenster sitzend, im Bereiche der frischen Flußluft, gerade beschäftigt mit seiner geliebten Agnes die Feierlichkeiten eines Bankets zu verabreden. Philipp war berühmt wegen seines Geschmacks in jeder Art von Festlichkeiten, und eben ertheilte er mehreren Untergebenen seine Befehle, mit ängst-

lichster Genauigkeit das Gesagte im kleinsten Detail wiederholend, als hänge an der pünktlichen Ausführung die Sicherheit seines Königreichs.

Da trat Minister Guerin, nunmehr erwählter Bischof von Senlis, gleichwohl, wie wir schon gesagt, noch immer das Gewand des Johanniters beibehaltend, ins Gemach, und blieb neben dem Könige stehen, während dieser das Gefolge mit seinen letzten Befehlen entsendete.

„Wieder ein Banket, Sire!“ sagte der Bischof mit jenem Freimuthe, der damals zwischen König und Unterthan erlaubt war. Sein Ton klang dabei ernst und schwermüthig, daß die Bemerkung wie Vorwurf lautete.

„Ja wohl, guter Bruder!“ erwiederte Philipp mit Lächeln zu ihm emporsehend, „wieder ein Banket im großen Palastsaal, und am 10. Juli ein Turnier zu Champeaux. — Liebe Agnes, lacht doch über das ernste Gesicht! Nimmt es sich nicht aus, als erzählt' ich dem guten Bischof von einer Niederlage und einem Leichenzug, statt von einem Feste und einem Waffengang?“

„Von der Niederlage Eurer Finanzen, Sire, und der Grablegung Eures Schatzes,“ versetzte Guerin kalt.

„Ich habe andere Finanzen, wovon Ihr nichts wißt, Bischof,“ entgegnete der König in dem bisherigen guten Humor, „wohl hab' ich die, und einen Privatschatz dazu, dem es an Geld nie gebricht.“

„Wirklich, mein Lehensherr?“ war die Antwort, „und darf ich fragen wo?“

Philipp berührte den Schwertknauf. „Hier,“ sagte er,

„ist eine untrügliche Finanzmaßregel, und mein Schatz, nun der ruht in den Beuteln meuterischer Barone, Guerin."

„Bedient Ihr Euch wirklich dieses Schatzes," erwiederte der Bischof, „zum Besten des Staats, Sire, und zur Wohlfahrt Eures Volks, so mag er Euch gut zu Statten kommen; gebt Ihr ihn aber aus —" hier schwieg der Minister, als fehle es ihm an Muth fortzufahren, und Philipp ergriff wieder das Wort.

„Wenn ich ihn ausgebe, wollt Ihr sagen, in Festlichkeiten und Schmausereien," rief der König, „werde ich das Murren meines Volks erregen und meine besten Freunde zum Abfall veranlassen. — Aber," fuhr er heiterer fort, „weg mit diesen trübseligen Gedanken, laßt uns vom Feste reden, dem muntern glänzenden Feste, wo auch Ihr lächeln sollt, Guerin, daß die Gäste Euch für den freundlichsten Rathgeber halten mögen, mit dem jemals ein König gesegnet war. Und wahrhaftig, so soll es seyn! Was die Gäste betrifft, so sind es lauter ausgesuchte, lustige Gesellen, die ich gerade wegen ihres guten Humors geladen. Du sollst einmal von Herzen lachen, wenn Du neben Philipp von Champagne sitzest, vor Kurzem noch mein geschworener Feind, der nun aber, in meinen guten Freund und unterthänigen Vasallen umgewandelt, zu Verherrlichung meines Festes seinen Neffen und Pflegsohn mitbringt, den jungen Thibalt, Grafen der ganzen Champagne. Wie gesagt, wirst Du lachen zwischen ihm sitzend und Peter von Courtenay, dessen Treue freilich nicht sonderlich zu vertrauen, während sein Bruder, der Graf von Namur, in offener Empörung ist. Auch

Bartholomäus von Roye wirst Du sehen und den Grafen v. Perche, beide in ihrer Liebe zu Philippen etwas zweideutig, gewiß aber vor Beendigung des Fests Philipps unterthänigste Creaturen. — Pfui, Guerin, pfui," setzte er in etwas vorwurfsvollerem Tone hinzu; „willst Du mir denn nie ein tieferes Motiv zugestehen für meine Handlungen, als was eben auf der Oberfläche sich zeigt? Was namentlich das Turnier betrifft: meinst Du, ich probire die Männerherzen weniger als ihre Panzerhemden, beschäftige mich weniger mit der Untersuchung, ob ihre Loyalität so festen Schluß halte als ihre Beine?"

„Kein Zweifel, Sire," erwiederte der Bischof, „daß Ihr gute und genügende Gründe habt für alle Eure Handlungen, aber diesen Morgen ward mir eine gar betrübte Rechnung vorgelegt über Eure königliche Domänen, und als ich von Banketen hörte und Turnieren, fühlt' ich mich peinlich bewegt bei dem Gedanken, wie Euch zu Muth seyn möchte, Sire, wenn Euch diese Rechnung zu Gesicht käme."

„Wie?" rief Philipp August, „so schlimm kann es doch nicht stehen. Laßt sehen, Guerin, laßt sehen. Am Besten dergleichen Dinge auf einmal ins Auge fassen. — Laßt sehen, Mann, sage ich."

„Ich habe das Papier nicht bei mir, Sire," antwortete der Bischof, „ich schicke es Euch aber durch den Schreiber, von dem es herrührt. Er kann Euch nöthigenfalls genaueren Aufschluß geben."

„So eilt!" rief der König — „beeilt Euch, guter Bischof!" und mit unruhiger, etwas gereizter Miene im Zim-

mer auf- und abgehend wiederholte er: „So schlimm kann es doch nicht seyn, bei meinem letzten Ueberschlag waren es nicht viel über 100,000 Livres. Freilich schlimm genug, — aber ich wußt' es schon lange. — Nun Herr Schreiber," fuhr er den eintretenden Secretär an, „lest mir die Rechnung vor, wenn sie etwa auf der Wachstafel da steht. War kein Pergament zu haben, daß Ihr die Rechnung auf Wachs schreibt * mich zu blenden? So lest!"

Phantasie ist stets der große Partner des Ehrgeizes, oder besser gesagt dessen erste Pflegmutter und unermüdliche Lebensgefährtin, und so darf es uns nicht wundern, wenn der König in der heftigen Weise eines Mannes sprach, dessen glänzendere Hoffnungen und Wünsche durch die kalte Wirklichkeit entzwei geschnitten werden. Der Schreiber dagegen erwiederte in dem langsamen näselnden Tone, der, Leuten seines Gewerbs besonders eigen, den heftigen Mann ausnehmend in Harnisch bringt.

„Rechnungen des Prévôt von Soissons, Sire," sagte er, „und zwar Einnahme sechshundert Livres, sieben Sous, zwei Deniers. Ausgaben: achtzehn Livres zu Ausrüstung dreier Bogenschützen; zwanzig Livres dem geistlichen Herrn, siebzig zu Kleidung und Bewaffnung von zwanzig Fuß-Sergeanten. Rechnungen des Seneschal von Pontoise," fuhr er in derselben langsam, feierlichen Weise fort, „und zwar: Einnahmen, fünfhundert Pariser Livres; Ausgaben dreiunddreißig Livres für Wachskerzen zur Kirche des gesegneten

* Noch spätere Beispiele kommen vor, daß die Rechnungen der französischen Schatzkammer auf Wachs geschrieben wurden.

St. Millon, achtundzwanzig Sous für den Transport der zwei lebenden Löwen nach Paris, die sich gegenwärtig im Wolfshundestall befinden außerhalb der Mauren; zwanzig Livres für vier Richterroben, nebst Körben zu zwanzig Aalen und für siebzehn junge Wölfe."

„Bei meiner armen Seele," rief der ungeduldige König, „kommt zu Ende Mann — kommt zur Totalsumme. Wie viel bleibt übrig?"

„Zweihundert Livres, sechs Sous, ein Denier," war die Antwort.

„Schurke Du lügst," rief der Monarch wüthend, indem er ihm mit geballter Faust einen Schlag gab und die Tafel aus der Hand riß. „Wie! bin ich ein Bettler? Erlogen beim Lichte des Himmels! — Unmöglich," fuhr er fort, indem sein Auge über das traurige Register der erschöpften Finanzen glitt, — „gewiß unmöglich! Geh Bursche, entbiete den Bischof von Senlis hieher. — Es thut mir leid, daß ich Dich schlug, vergiß es, geh, sende Guerin her schnell!"

Agnes von Meran hielt sich die ganze Zeit über dem Fenster zugekehrt, und sah auf den Fluß und seine Umgebungen hinaus. Gerne wäre sie aus dem Saale entwischt, als sie die ernste Natur des Geschäfts, das sich aus den Festbereitungen entwickelte, erkannte, aber Philipp stand zwischen ihr und den beiden Thüren während der ganzen Unterredung mit dem Minister und der Verhandlung mit dem Schreiber, und Agnes mochte nicht durch irgend eine Störung seine Aufmerksamkeit von der ernstern Beschäftigung ablenken.

Kaum aber hatte sich der Schreiber entfernt, so fiel Philipps Auge auf sie, indem sie eben am Fensterflügel lehnte, die schlanke Gestalt zu jener graziösen Haltung gebogen, woran der penteliſche Marmor so vielfach gewöhnt ward, und in ihrer bloßen Gegenwart lag etwas, das dem Monarchen die unwürdige Leidenschaft vorwarf, zu der er sich hatte hinreißen lassen. Der innig liebende Mann möchte als Gott erscheinen in den Augen der Geliebten, damit nicht die Andacht die er ihr weiht, ihn in seinen eigenen verkürze. Philippen that ihre Gegenwart leid, und damit nicht etwas gleichartig Sterbliches in der Unterredung mit dem Minister zur Schau komme, trat er auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Agnes," sagte er, „ich habe mich vergessen, allein das Ding da" — damit wies er auf die Rechnung — „hat mich widrig berührt. Nun bin ich nicht länger im Stande Feste anzuordnen. — Aber geh, Theure, und laß Deine Frauen in den Schloßgärten die schönsten Blumen pflücken zu Tafel- und Saalschmuck."

„Wenigstens sollen sie deren für einen Kranz genug aufheben," erwiederte Agnes, „womit ich am Tournier-Tage meines königlichen Philipps Helm schmücken werde. Aber ich eile und ordne alles selbst an." Mit diesen Worten schwebte sie heiteren Lächelns davon, eben als ob nichts den Strom der Stunden getrübt hätte, und ließ den Monarchen in ernster Erwartung der Ankunft des Bischofs von Senlis.

Dieser blieb nicht lange aus, er fand aber den König in einer gar verschiedenen Stimmung von der, worin er ihn verlassen.

„Guerin," begann Philipp mit ernster, sorgenvoller Miene, „Ihr waret mein Arzt und zwar ein weiser. Zwar habt Ihr mir einen bitteren Kelch gereicht, aber er ist heilsam und ich habe ihn geleert bis auf die Hefen."

Gewiß unterstehe ich mich nur mit größtem Widerstreben," sagte der Hospitaliter im Tone des einfachen, überredenden Ernsts, der die Ueberzeugung seiner Wahrhaftigkeit in sich trägt, „Euch eine der wenigen ruhigen Stunden zu stehlen, die Euch in diesem Leben beschieden sind, Sire. Wollte Gott, es vertrüge sich mit Eurer Ehre und der Wohlfahrt des Reichs, daß ich den drückenden Theil der königlichen Bürde trüge, Ihr nur die Süßigkeiten der Herrschaft zu kosten hättet! Aber das ist nicht möglich, und so muß ich oft, wie Ihr richtig bemerkt, meinem Gebieter einen bittern Kelch reichen, den ich gerne selbst geleert hätte."

„Ich glaub' Euch, lieber Freund, von Herzen glaub' ich Euch," sagte der König. „Stets bemerkt' ich an Euch, mein Bruder, eine Selbstverleugnung, die selten ist in diesen verderbten Zeiten, oder nur geübt wird als Mittel des Ehrgeizes. Starrt mich nicht an, als wäret Ihr besorgt, ich hätte Euch im Verdachte. Das ist gewiß nicht der Fall, Guerin. Hab' ich Euch doch scharf im Auge behalten, und hätt' ich Euch die Finger jucken sehen nach dem Commandostab, hättet Ihr nur Eure Hand gegen ihn ausgestreckt, hättet Ihr mich in müßiger Unwissenheit über meine Angelegenheiten zu halten, mich überdrüssig zu machen gesucht durch deren ewige Wiederholung, so hätt' ich Euch die Geheimnisse meines Busens nicht enthüllt, wie jetzt geschehen soll.

— Als Werkzeug hätt' ich Euch gebraucht, Guerin, aber nie wäret Ihr mein Freund geworden. Versteht Ihr mich, he?"

„Wohl verstehe ich Euch, königlicher Herr," erwiederte der Ritter „und Gott helfe mir, wie es immer mein einzig Bestreben war, Euch treu und redlich zu dienen."

„So hört, Guerin," fuhr der König fort. „Das Banquet muß vor sich gehen, das Turnier auch, ja wohl, und vielleicht auch noch ein zweites. Nicht daß ich meine Augen gern weide an der königlichen Größe — nein, Guerin — sondern weil ich in der That ein König seyn möchte. Oft hab' ich mich gefragt," fuhr er langsam und nach seiner Gewohnheit mit den Fingern der Rechten den Aermel des Hospitaliters berührend fort, „oft hab' ich mich gefragt, ob denn niemals ein König Frankreichs Thron einnehmen würde, der Zeit und Gelegenheit fände, das Königthum auf jenen erhabenen Punkt zu führen, worauf es Karl der Große erhoben. Ruhig Mensch! ich will nicht der Mann seyn, glaube nicht es zu seyn, aber den Weg will ich pflastern, betrete ihn wer da will. Freilich kann ich mit Dem da Karl den Großen nicht nachahmen," damit legte er die Hand auf die Rechnungen, die den Finanz-Zustand auswiesen, „aber doch kann ich viel thun, — nein ich habe viel gethan."

Hier schwieg er, seinen Gedanken hingegeben, als recapitulire er die großen Schritte, die er zu Bewirkung einer Aenderung im Feudalsystem gethan. Endlich fuhr er mit erhobenen Augen fort: „als mir das Scepter zufiel, stand es kaum in größerem Ansehen als die Pritsche eines Possenreißers. Frankreich war kein Königreich — es war eine

Adelsrepublik, deren Haupt der König kaum genannt werden konnte. Ihm war nur eine Prärogative gelassen, die Huldigung zu verlangen von seinen Vasallen; doch dieselbe Huldigung mußte er ihnen leisten für Lehen, die er von ihnen trug. Auf diesen Mißbrauch zielte mein erster Streich."

„Ich weiß es wohl noch, Sire," erwiederte der Hospitaliter, „und ein großer, glorreicher Streich wars, denn durch die einfache Erklärung, daß der König niemals Vasall seyn solle noch könne, und daß ein der Krone heimgefallenes Lehen, gleichviel auf welche Art es geschehen, kein Lehen mehr sey, sondern zur Krondomäne werde, führtet Ihr auf einmal den Unterschied wieder ein zwischen dem Könige und seinen großen Vasallen."

„Und doch wars nur ein Schritt," erwiederte der Monarch, „aber der zweite war zu erklären, daß sämmtliche lehensrechtliche Fragen vor unsern Pairshof gehörten. Die hochmüthigen Suzeräne dachten ihre eigenen Richter zu seyn, aber sie fanden, daß ich der König war. Doch um kurz zu seyn, Guerin, ich bin gerne der Bahn gefolgt, auf welche die Umstände meinen Vater hindrängten. Ich habe die Gemeinen befreit, habe den Klerus erhoben, habe meine Vasallen meinem Hofe unterworfen. Dadurch ist die Feudalhierarchie gebrochen, die Gewalt meiner großen Vasallen geschmälert und ich habe Beides gewonnen, ihre Furcht und ihren Haß. Dagegen muß ich mich nun vorsehen. Die kleineren Barone lieben mich — der Klerus, die Bürger nicht minder; das ist aber nicht genug, ich muß einen oder zwei von den Großen haben. Mögen dann die Andern revoltiren, wenn

sie es wagen! Beim Herrn der da lebt, thun sie es, so überlasse ich die Krondomänen meinem Sohne zehnmal vergrößert gegenüber dem Betrage bei meinem Regierungs-Antritt. Wie gesagt, einen oder zwei der Fürsten muß ich abfangen. Philipp von Champagne gehört zu denen, über die Worte und Ehren mehr vermögen als wirkliche Wohlthaten; man muß ihm Feste geben, ihn zu meiner Rechten setzen. Peter von Courtenay ist mit Leib und Seele Ritter; den muß man durch Turniere und Lanzenbrechen gewinnen. So gibt es noch gar Manchen, und während ich die Wespen im Handschuh erdrücke, Guerin, darf ich des Honigs nicht vergessen zum Fang der Fliegen." So sprach Philipp August mit Gefühlen, die unzweifelhaft dem Gebiete jener großen Selbstsucht, genannt Ehrgeiz, angehörten, zugleich aber mit jenen überlegenen Kräften der Combination und Ausführung, die nicht nur dem Zeitalter voraus waren, sondern dieses auch mit sich fortrissen.

„Ich gehöre nicht zu Denen, Sire," sagte der Minister, „die da glauben, große Unternehmungen ließen sich nicht durch kleine Mittel ausführen, aber bei der gegenwärtigen Ebbe im königlichen Schatz weiß ich nicht was zu thun. Inzwischen will ich sehen, was sich mit Euren guten Bürgern von Paris machen läßt."

„Thut das, guter Bischof," versetzte der König, „mittlerweile mache ich einen Ritt zum Eremiten von Vincennes. Er gehört jener wenig zahlreichen Classe an, die neue Gedanken hat. Als er Panzerhemd und Schild mit Kaputze und Sandalen verwechselte, scheint er alle alten Ideen und

Gefühle abgelegt zu haben. Aber ehe ich mich entferne, muß ich gehörig Fürsorge treffen, daß jeder Punkt der Ceremonie bei unserm Banket beobachtet werde. Nicht um die Hälfte Frankreichs möchte ich, daß Philipp von Champagne einen Fehler, ein Versehen fände. Ich kenne ihn wohl, er muß mein seyn, wenn auch nur als Gegengewicht gegen Ferrand von Flandern, welcher der falscheste Vasall ist, den je ein König hatte."

„Ich hoffe, der Eremit hat ein Auskunftsmittel bereit," erwiederte Guerin, „und an seinem guten Willen zweifle ich nicht, aber ich bitte Euch, Sire, laßt den Streich nicht hinwiderum fallen auf die Häupter der Juden. Weise war des Eremiten Rath, sie zu züchtigen für ihre Verbrechen und zugleich die Krone Frankreich zu bereichern. Nachdem sie nun aber mit Eurer königlichen Erlaubniß zurückgekehrt sind, und sich seither immer ordentlich und treu betragen, sollten sie des Schutzes gewiß seyn."

„Seyd unbesorgt," erwiederte der König, „sie sind so sicher als meine Ehre sie machen kann." Mit diesen Worten wendete er sich, die Anstalten zu treffen zu dem beabsichtigten Ritte.

Seltsamer Zustand der Gesellschaft, wo einer der größten Monarchen, die Frankreich je besaß, bei manchen Gelegenheiten für die Wiederherstellung seiner Finanzen und Behufs einiger seiner besten politischen Maaßregeln einem alten Mann verpflichtet war, der, in Einsamkeit und Abgeschiedenheit lebend, den Begebenheiten und dem Volke ferne stand, auf dessen Schicksal er einen so außerordentlichen Ein-

fluß übte. Um wie viel höher aber steigt unsere Verwunderung, wenn wir bedenken, daß dieser Mann noch überdieß bei jeder Gelegenheit seine Abneigung gegen jedwede Theilnahme an weltlichen Geschäften zu erkennen gab! *

Doch es ist Zeit, daß wir eines Mannes umständlicher erwähnen, dessen Geschichte und Einfluß auf das Volk, dem er angehörte, den besten Aufschluß gibt über den Charakter des Zeitalters.

Neuntes Kapitel.

König Philipp ritt aus Paris mit einem Gefolge, wie es dem Monarchen einer großen Nation geziemte. Inzwischen machte er schon am Thurme von Vincennes Halt, und die Reisigen wurden daselbst zurückgelassen. Der König warf sich einen braunen Mantel über, drückte die Aumuce oder den Pelzhut tief ins Gesicht und betrat zu Fuß den Park, einzig gefolgt von einem Pagen, welcher das Thor zu öffnen hatte, das zum großen Walde von St. Mandé führt. Nach Lösung dieser Aufgabe folgte der Begleiter auf des Königs Befehl nicht weiter, vielmehr blieb er an der Außenseite des Pförtchens stehen, um den König bei seiner Rückkehr wieder einzulassen.

Philipp August schlug einen schmalen Pfad ein, der,

* Die Chronik „Alberichs von den drei Quellen" liefert merkwürdige Einzelheiten über diesen Mann und bietet überhaupt ein interessantes Zeitgemälde.

unter den alten Bäumen sich hinschlängelnd, ins Herz des Waldes führte. Die Aussicht war durch die dichthängenden Blätter beschränkt, und die Zweige, oben in einander verschränkt, warfen einen grünen, feierlichen Schatten auf den Weg. Gleichwohl fielen da und dort, wo sich die Bäume schieden, Streifen gelben Sonnenscheins herein, und in solchen Stellen mochte das Auge die langen, tiefen Waldgänge hinabwandern, worin Sonne und Schatten und grüne Blätter und breite Stämme und Büsche ein einziges Ganze bildeten in der dunkeln Waldluft, und zwar mit dem Eindrucke wilder primitiver Einsamkeit, die einzig solcher Waldscene eigen.

Wohl konnte sich der einsame Wanderer in der traurigen Verlassenheit des dunkeln alten Waldes für den ersten Erschaffenen halten, und wirklich zogen, als er so dahin schlenderte, tief feierliche, ja melancholische Gedanken im Herzen des Monarchen ein. Die Nichtigkeit menschlicher Größe, die Vergänglichkeit der Freude, die Eitelkeit des Ruhms, die großen, ehrfurchtgebietenden Lehren der Einsamkeit, von der Welt in den Hintergrund gedrängt, machten sich nun geltend und in diesem kurzen Augenblicke, wie haßte Philipp Hader und Streit, wie verfluchte er die Ehrsucht, verachtete er die Welt, wünschte er tauschen zu können mit dem Anachoreten den er zu besuchen ging!

Eine halbe Meile vom Thurme zu Vincennes lag damals noch ein altes Grab. Name und Bedeutung Desjenigen, dessen Andenken es hätte erhalten sollen, war längst dahin, nun stand es in Mitten des Mandé-Waldes mit seinen

gebrochenen Tafeln, der gelöschten Inschrift, eine Trophäe geweiht der Vergessenheit. Hart daneben hatte Bernhard der Eremit seine Hütte gebaut, und eben als der Monarch sich näherte, saß er auf einem der breiten Steinfragmente, die dereinst einen Theil des Denkmals gebildet. Das Haupt ruhte auf der einen Hand, während die andere, an der Seite herabhängend, ein offen Buch hielt, zu seinen Füßen aber lagen die Trümmer einer Marmorurne. Eine alte Eiche breitete ihre mächtigen Zweige über den Sitzenden, aber durch eine Lücke im Blätterwerk, wo Alter oder Blitz dem Waldriesen eins seiner Gliedmaßen entrissen, brach die Sonne und beschien die großen Falten des heiligen Gewands, im Vorbeigehen streifend das in Trümmern liegende Grab.

Vom Klange der Schritte aufgeschreckt erhob der Eremit die Augen, ließ sie aber gleich wieder sinken. Dieses zerstreute Wesen war ihm zur andern Natur geworden, und die wiederholten Unterbrechungen, denen er sich durch Besuche ausgesetzt sah, hatten ihn dermaßen erbost, daß er sich einmal in die Berge von Auvergne zurückzog und nur auf ausdrückliches, wiederholtes Verlangen des Königs zurückkehrte. Nach der düstern Wolke auf seiner Stirn zu schließen, überließ er sich gerade einer jener bitteren, menschenfeindlichen Träumereien, in die er häufig verfiel, und der Monarch, mit dieser unfreundlichen Stimmung wohlbekannt, enthielt sich sorgfältigst jeder Unterbrechung. Auch herrschte die Wahrheit zu sagen zwischen Beiden keine so gar große Gedankenverschiedenheit. Der Ankömmling ließ sich an der Seite des Besuchten nieder und verharrte, ohne den Mund

zum Gruße zu öffnen, in tiefem Schweigen, während der Eremit die Augen unwandelbar auf das Grab geheftet hielt.

„Herrliche Natur!“ begann endlich der Alte. „Wie ausnehmend fein jede Linie, die wie in den grünen Epheu dort gemeiselt ist, der an dem Steine hinaufrankt! — Wessen war das Grab, mein Sohn?“

„Das weiß ich nicht, guter Vater!“ erwiederte der König, „und ich glaube nicht daß ganz Frankreich einen Mann besitzt weise genug, es Euch zu sagen.“

„Ihr scherzt,“ sagte der Eremit; „seht hier den Lorbeer, das unverwelkliche Blatt, den immer und immer grünenden Kranz, den eine geschäftige Hand ringsum gehauen in den Stein, wohlwissend daß der Fürst oder Krieger, der hier ruht, Erinnerung verdiene, so lange die Welt steht. Bitte, sagt mir, wessen ist das Grab?“

„Das weiß ich nicht, es ist unbekannt,“ erwiederte der König. „Bewahre der Himmel, daß ich Euch zum Besten hätte! Die Inschrift ist lange getilgt, der Name seit Jahrhunderten vergessen und die Lebenden in ihren geschäftigen Sorgen haben sich wenig bekümmert um Erhaltung des Andenkens des Todten.“

„So wird es auch Dir ergehen,“ sagte der Alte, „Du wirst große Thaten thun, große Freude erfahren, aber auch große Sorgen. Verherrlicht in Deiner Selbstsucht wirst Du groß scheinen in Deiner Kleinheit. Streiten wirst Du und siegen, bis Du Dich für unsterblich hältst, dann wirst Du sterben und vergessen seyn. Und Dein Grab wird commentirt werden durch müßige Betrachtung, und die Menschen werden

kommen und verwundert fragen, für wen es errichtet ward. Nennen Dich die Leute nicht Augustus? *

„So hab ich vernommen," erwiederte der König. „Aber ich weiß nicht, ist der Titel allgemein im Munde der Welt, oder ob nicht etwa nur die Schmeichelei eines zudringlichen Sycophanten."

„Gleichviel, mein Sohn, gleichviel. Meinst Du, wenn Augustus Name auf diese Tafel niedergeschrieben worden, die Lettern würden sich dauerhafter erwiesen haben als so? Meinst Du, auch nur eine Stunde Unsterblichkeit wäre dadurch beigefügt worden?"

„Ihr irrt Euch, guter Vater!" sagte Philipp, „und lest mir den Text über eine Seite, die nicht meine schwächste. Niemand erkennt mehr als ich die Nichtigkeit des Ruhms. Wer ihn am Wenigsten sucht, gewinnt oft am Meisten, und wer sich mit aller Anstrengung der Seele darum bewirbt, mag oft unerwähnt sterben. Es ist nicht Ruhm was ich suche, ich lebe in der Gegenwart."

„Wie!" rief der Eremit, „und knüpft Eure Hoffnungen an ein Halbduzend Sorgen? Die Gegenwart! was ist sie? Nehmt hinweg die Stunden des Schlafs, körperlicher, geistiger Pein, den Kummer über die Vergangenheit, die Angst über die Zukunft, alle Arten von Sorgen, was bleibt von

* Philipp II. erhielt schon in seinen Lebenszeiten den Namen Augustus, ob zwar Mezeray irrthümlich behauptet, es sey ihm derselbe erst mehrere Jahrhunderte später gegeben worden. Rigord, der Geschichtschreiber und Arzt, der im achtundzwanzigsten Jahr von Philipps Regierung, und im zweiundvierzigsten seines Alters starb, nennt ihn auf dem Titel seines Manuscripts Augustus.

der Gegenwart. Ein kurzer Augenblick flüchtiger Freuden, ein Fleck in der weiten Ewigkeit des Gedankens, ein Tropfen Wassers dem Durstigen, gekostet und dann vergessen!"

„Alles nur zu wahr," sagte der König, „und eben auf meinem Gange hieher träumt' ich von Ablegung der Königsbürde und wie ich Ruhe und Frieden gewinnen könnte."

Der Eremit sah ihn eine Weile an, und den Ernst in des Königs Zügen nicht verkennend erwiederte er: „es kann nicht seyn, darf nicht seyn."

„Und warum nicht?" fragte Philipp, „lief doch all Euer Räsonnement auf das Eine hinaus. Warum sollt' ich nicht die Moral für mich selbst entnehmen."

„Es kann nicht seyn," erwiederte der Eremit, „wenn Euer Entschluß nur eine halbe Stunde zu leben hätte. Es darf nicht seyn, weil die Welt Eurer bedarf. — Monarch, ich bin nicht gewohnt zu schmeicheln und Ihr habt manch großen, häßlichen Fehler an Euch; gleichwohl seyd Ihr, mit dem menschlichen Maße gemessen, werth ein König zu seyn. Die Welt frägt wenig darnach, ob Ihr Gutes thut ihr zu Liebe, oder um Euretwillen. Fördert Euer Ehrgeiz das Wohl Eurer Nebenmenschen, so ist er eine Tugend und Ihr mögt ihn gewähren lassen. Ihr habt Gutes gethan, König, und werdet Gutes thun, und deßhalb müßt Ihr König seyn, bis der Himmel Euch Eure Entlassung gibt. Auch zielte mein Räsonnement nicht, wie Ihr meint, darauf hin, Euch die Sorgen der Welt vergessen zu machen; es sollte Euch nur richtige Würdigung ihrer Freude lehren, Euch eröffnen eine bessere Unsterblichkeit als diese irdische — diesen leeren Traum

menschlicher Eitelkeit! Fort und fort müßt Ihr tragen das Gewicht der königlichen Hoheit, wovon Ihr spracht, und durch Befreiung des Volks vom Joche seiner tausend Tyrannen das Werk erfüllen, das Ihr begonnen. — Seht Ihr nicht, daß ich, der ich mehr Recht habe mich menschlichen Dingen zu entziehen, zurückgekommen bin aus Auvergne auf Euren Ruf?"

„Mein guter Vater," antwortete der König, „gerne möcht ich, wie Ihr sagt, das Joch abnehmen vom Nacken des Volks, aber dazu hab' ich keine Mittel. Gerade jetzt sind meine Finanzen gänzlich erschöpft und ich sitze auf dem Throne als Bettler."

„Ha," sagte der Andere, „und deßhalb sucht Ihr mich auf? Das wußt' ich zuvor. Aber sagt, ist Eure Verlegenheit so groß, daß sie die Gegenwart berührt, oder bedroht sie einzig die Zukunft?"

„Sie ist gegenwärtig, nur allzusehr gegenwärtig," versetzte der König. „Sagt' ich nicht, ich wär ein Bettler? Kann ein König mehr sagen."

„Da muß Rath geschafft werden," erwiederte der Eremit. — „Kommt in meine Zelle, lieber Sohn. Seltsam, daß die Kutte des Asceten sich reicher ausweisen soll, als der Königsmantel! — und doch ists!"

Philipp folgte in die Hütte mit dem erbärmlichen Strohdach, auf deren natürlichem Boden — er gehörte der Mutter Erde — ein Strohlager gebreitet war. Sonst war von Meubeln nichts zu sehen, die Lehmwände entbehrten jeder Geräthschaften, jeden Zierraths. Das Fenster war nichts

als eine Oeffnung für die freie Himmelsluft, und das Dach schien kaum genügend, die Ungunst des Wetters abzuhalten. Das königliche Auge glitt in der ärmlichen Wohnung umher, bis es auf der aschfarbenen, verwitterten Wange des Eremiten haften blieb. Die Frage stand deutlich darin geschrieben: ists möglich für ein menschliches Wesen, solche Entbehrung zu tragen?

Dem Eremiten entging der Blick nicht; er wies auf ein elfenbeinernes Kruzifix an der Wand und sagte: „Dort hängt mein Lohn, der Lohn für Fasten und Pönitenz, für Gebet und Kasteiung und alles was diesen Leib zum verwitterten, gebleichten Ding gemacht, das er ist. Ja wohl verwittert, daß wer mich am Innigsten liebte, keine Linie meines Gesichts mehr kennen würde. Aber dort hängt der Lohn." Und nun warf er sich vor dem Kruzifix auf die Knie und ergoß sich in ein langes, wildes, rhapsodisches Gebet, das zwar mit dem Karakter der Zeiten vollkommen harmonirte, aber so unähnlich war der gewöhnlichen, ruhigen, verständigen, ja bittern Weise des Mannes, daß Philipp ihn zweifelnd ansah, ob sein Kopf nicht gelitten habe unter der Strenge seiner ascetischen Uebungen.

Endlich erhob er sich, ohne von des Königs Verwunderung irgend Notiz zu nehmen, und wendete sich plötzlich vom Himmel zu irdischern Gedanken. Das Stroh und Moos seiner Lagerstätte auf der Wandseite zurückschiebend, zog er zu des Königs nicht geringem Erstaunen zwei große lederne Säcke hervor, deren spießbürgerlich gerundetes Wesen den gefüllten Inhalt bekundete.

„Jeder der beiden Beutel," sagte er, „enthält die Summe von tausend Mark Silber. Der eine gehört Euch, mein Sohn, der andere bleibt andern Zwecken vorbehalten."

Wir würden uns eines zu neugierigen Blicks ins menschliche Herz vermessen, wollten wir hier die Frage aufwerfen, ob Philipp, welcher den Augenblick zuvor den einen der Beutel für die segensreichste Erlösung aus seiner unköniglichen Noth gehalten haben würde, beim Anblick der beiden nicht eine gewisse Unzufriedenheit verspürte, daß nur Einer ihm zukommen solle. Inzwischen war er zu edlen Gemüths, um nicht Dank zu empfinden für die Gabe, wie sie eben war, und gerade schickte er sich an seine Erkenntlichkeit in wohlgesetzten Worten zu äußern, als ihm der Alte die Rede vom Munde wegnahm.

„Eitle Worte, eitle Worte, mein Sohn," rief er. „Wozu des Danks für ein Ding, das mir werthlos? — ja wohl werthloser als das Moos, worunter es liegt. Mein Gelübde verbietet mir Kauf und Verkauf, und mag ich auch mit Geld verkehren wie das Lastthier — einzig um es einem Andern zuzutragen — ist es mir doch werthloser als der Staub der Erde, denn es trägt weder die Kräuter, die mir Nahrung geben, noch die Blätter, die mein Bette bilden. Laßt es holen, Herr König, es ist Euer. — Nun aber ein Wort von der Zukunft. Ich hörte mittlerweile, daß Graf Tankerville gestorben, und daß der Herzog von Burgund dessen reiches Besitzthum anspricht. Ist dem so?"

„Nein," erwiederte der König, „dem ist nicht so. Graf Tankerville befindet sich im heiligen Lande; zwar habe ich

die zehn Jahre her nichts von ihm gehört, seitdem ich jenes Land verlassen, gleichwohl befindet er sich noch dort. Wenigstens ist mir keine Botschaft zugekommen von seinem Tode. — Und wäre er auch todt," fuhr er fort, „was nichts weniger als wahrscheinlich — denn er ist Pilgrim und diesen erweist sich bekanntlich der Sultan sehr günstig, auch ist er stark und kräftig und zu Ertragung jeden Klimas geeignet — wäre er aber auch todt, so hat gleichwohl der Herzog von Burgund keinen Anspruch auf seine Lande. Vor seinem Abzuge nämlich setzte er eine Willensverordnung auf und besiegelte sie mit seinem Ringe, wodurch er auf den Fall seines Todes seine sämmtlichen Besitzungen mit unserer königlichen Einwilligung dem Guy von Coucy verleiht. Der war damals Page bei der Mannschaft, die ich Richarden von England zurückließ, nun aber ist er ein berühmter Ritter, welcher herrliche Thaten vollbracht in allen Theilen der Welt. Der Wille liegt in unserer königlichen Schatzkammer, der Graf hat ihn selbst zu sicherer Aufbewahrung vor zehn Jahren eingesandt."

„Nun wohl, mein Sohn," erwiederte der Eremit, „das Gerücht von seinem Tode ist verbreitet. Folgt daher meinem Rathe, legt Beschlag auf seine Lande, treibt die Summen ein, die des Grafen Verwalter und Seneschale seit vielen Jahren schulden, verwendet die Einkünfte zu Erhöhung der Würde Eurer Krone, indem Ihr den Kriegen und Räubereien Eurer Barone ein Ende macht, und —"

„Aber," unterbrach ihn der König, „mein guter Vater

ist Euer Rath nicht ebensoviel als Raub? Wär's nicht eine ausgezeichnete Ungerechtigkeit?"

„So gehört Ihr zu Denen, Herr König," fragte der Eremit, „die um Rath kommen, entschlossen ihrem eigenen Sinne zu folgen, die fremden Rath hören, nur um sich in ihrem eigenen Entschluß zu bestärken? Thut, wie ich Euch sage, und es schlägt Euch zum Guten aus, und, bei meinem Glauben an das gebenedeite Zeichen, ich stehe dafür, lebt Graf Tankerville, sein Zorn falle auf mich, er lasse seine Rache aus an meinem alten Haupte, falls er die Nothwendigkeit nicht erkennt, die Euch zu dem Schritte trieb. Ist er anders ein guter, loyaler Baron, so steht er wohl nicht an, Euch Recht zu geben, da seine Einkünfte unbenutzt dalagen, oder einzig zu Mästung müßiger Knechte dienten. Ist er aber todt, so wird der tollköpfige Coucy, der mir das Leben verdankt, Euch gern die Summen erlassen, die Ihr genommen."

Die Versuchung war für den König zu stark. Mit dem Entschlusse, die bedeutenden Einkünfte des Grafen nur für die Bedürfnisse des Staats zu verwenden und sie zu ersetzen, falls Jener oder Coucy sich mit der Dringlichkeit des Falls nicht zufrieden gäben, willigte er in den Vorschlag. Daran dachte er freilich nicht, ob die Heimzahlung auch in seiner Macht stehen werde. Ferner kamen die Beide überein, falls der junge Ritter am Hoflager erschiene, möge jeder Frage über sein Recht ausgewichen werden, wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo der Tod des Grafen bestimmt erhoben wäre. Dagegen wollte ihm Philipp zur Entschädigung das Com-

mando über sämmtliche Ritter und Soldaten aus den sequestrirten Landen geben.

Der Eremit besprach alle diese Angelegenheiten mit so viel weltlicher Politik, als hätte er nie von edlern Gegenständen geträumt. Da plötzlich wurden Beide durch Hörnerklang aufgeschreckt, der, obzwar in einiger Entfernung, augenscheinlich aus dem Walde kam. Es schien das Zeichen eines Weidmanns, über des Königs Gesicht aber zog sich die Röthe des Unwillens bei dem bloßen Gedanken, daß es Jemand wage, in einem königlichen Forste fast unter den Mauern von Paris zu jagen.

Der Eremit sah den zornigen Fleck, und der satirische Zug, der sich mit manchen entgegengesetzten Eigenschaften so seltsam in seinem Charakter mischte, brach unwillkührlich hervor. — „O Gott," rief er, „was sind wir für närrische Wesen! So soll denn ein großer, weiser König das Recht haben, herrenlose Thiere zu tödten, und das soll eines der ausgezeichnetsten Privilegien seiner Krone seyn! Der König, der einzige ausschließende Schlächter in Gottes Wäldern in Frankreich! Ich sage Dir, Monarch, kommen diese Thiere mit den Sammetpelzen, die keuchend fliehen bei deinem bloßen Tritt, der von Ferne erschallt, kommen sie und lecken mir die Hand, weil ich sie füttere, sie nicht verletze; so schätz' ich meinen Stab um soviel höher denn Dein Scepter, als Gutes thun erhaben ist über Uebel thun. Aber schnell von dannen, daß Deine Leute den Forst durchsuchen, denn horch! der unverschämte Gesell stößt schon wieder ins Horn, nicht wissend, daß königliche Ohren seinen Tönen lauschen."

Philipp war beleidigt, aber der allgemeine Ruf der Heiligkeit, den sich der Eremit erworben, die Fasten, die Nachtwachen, die Entbehrungen, wobei, wie er wohl wußte, keinerlei Affektation mit unterlief, übten in diesem Zeitalter des Aberglaubens auch über seinen Geist keinen geringen Einfluß. Und so unterwarf er sich des Anachoreten Tadel mit scheinbarer Geduld, nahm sich aber wohl in Acht, in eine Erörterung einzugehen über einen Gegenstand, der, wie er wußte, seine schwache Seite, leicht seine Galle erregen konnte. Er verabschiedete sich von dem Eremiten mit dem Entschluß, dessen Rath nicht unbefolgt zu lassen, das heißt, seine Reisigen auszusenden auf Kundschaft nach dem Vermessenen, der auf königlichem Gebiet zu jagen sich erkühnte.

Die Mühe ward ihm aber erspart, denn als er flüchtigen Schritts den Pfad verfolgte, der nach Vincennes führte, kam der Schall näher und näher, und plötzlich stutzte der König über eine Erscheinung, die, auf einem der Holzwege sich nähernd, ein vollkommenes Räthsel zu nennen war. Ein kräftiger Grauschimmel galoppirte daher, dem Anschein nach ohne Reiter, während doch zwei menschliche Beine in Scharlachseide an jeder Seite des Pferds weit hervorstehend zu sehen waren. Allmählig entdeckte Philipp auch den Körper des Reiters, der, flach auf dem Rücken liegend, so daß der Kopf auf dem Sattel aufstieß, und keineswegs durch die seltsame Stellung oder den schnellen Schritt des Pferds gehindert, alle Arten von Weisen auf seinem Horn blies. Daß der Schall, welcher die Unterredung des Monarchen mit dem

Eremiten ein Ende gemacht, hier zu suchen war, lag klar vor Augen.

Wir müssen hier in Erinnerung bringen, daß der tiefe Aberglaube jener Zeiten das Daseyn und die fortgesetzte leibliche Erscheinung aller Arten von Geistern als Glaubensartikel verehrte, und daß es damals, in Uebereinstimmung mit dem Liede der ehrwürdigen alten Dame im Macbeth, sowohl „schwarze Geister gab, als weiße, blaue und graue.“ Insbesondere gehörte es zum Ressort der Weidmänner und anderer Waldbetheiligten dergleichen Geistern zu begegnen, und es gab keinen Forst in Frankreich, wenigstens keinen von einigem Umfang, der nicht seinen besondern bösen Geist beherbergte. Auch endigte sich niemals eine Jagd, ohne daß ein Theil der Jäger von den übrigen getrennt ward, um irgend einer schlimmen Communikation mit dem besonderen Platz-Dämon anheimzufallen.

Der König hatte nicht, wie dieß bei dem geneigten Leser der Fall, den Wundermann, der ihm in gestrecktem Galopp entgegenkam, schon früher gesehen, und da kein Geist, so kräftig er seyn mag, der Berührung seines Zeitalters völlig entgeht, so darf es uns nicht auffallen, wenn Philipp die Hand aufs Schwert legte, als das untrüglichste Mittel, das er immer bei Bannung jeder Art von Geistern bewährt gefunden. Aber plötzlich blieb das Pferd stehen, als fühle es die Gegenwart eines mächtigeren Etwas, denn Bäume und Felsen, und im Augenblick saß unser Freund Gallon, der Narr, aufrecht vor dem Könige, indem die lange, wundersame Nase in allen möglichen Richtungen um das leere,

glatte Gesicht baumelte, als wäre sie die einzige Partikel desselben, die der Verwunderung zugänglich.

„Wer Teufels seyd Ihr?" rief ihm der Monarch zu, „und was habt Ihr Euer Horn zu blasen hier im Walde?"

„Ich zum Teufel bin Niemand," erwiederte der Spaßmacher, „und fragt Ihr, was ich hier thue, so dient zur Antwort: ich verliere meinen Weg so gut ich kann. — Ha, ha!"

„Niemand! Wie meint Ihr das?" fragte Philipp. „Ihr könnt nicht Niemand seyn."

„Und doch ist es so," war die Antwort. „Hört ich doch oft den weisen Grafen Thibaut von Auvergne zu meinem Herrn sagen, dem tapfern Herrn Guy von Coucy, der Verstand wäre der Mensch. Nun der fehlt mir, daher bin ich Niemand. — Ha, ha, ha!"

„So bist Du ein Narr?" sagte der König.

„Bewahre, keins von Beiden,"erwiederte Gallon. „Ich bin weiter nichts als Herrn Guy de Coucy's zahmer Gaukler, rennend im Wald herum aus Mangel an Richtung."

„Und wo befindet sich derzeit Herr Guy von Coucy," fragte der König, „und Graf Thibaut von Auvergne, dessen Ihr erwähnt? Als ich letztmals von ihnen hörte, waren sie Beide im heiligen Lande."

„Was den Grafen von Auvergne betrifft," erwiederte Gallon, „so verließ er uns vor drei Tagen, um nach Paris zu gehen, in der Absicht, des Königs Weib zu karessiren, die, wie es heißt, einen hübschen Fuß hat. Gott sey mir gnädig!"

„He, Schurke!“ rief der König, „gut, daß der König Dich nicht hört; Deine Ohren würden bald geschlitzt seyn.“

„Dann würde sein Gehör dem meinigen übel mitspielen,“ rief der Gaukler, „aber ich will ihm aus dem Wege gehen mit meinen Ohren. Hab' ich doch Gewandtheit genug, sie vor meinem Herrn, dem Ritter Coucy, zu salviren; kein Mensch hat sie noch berührt, und das soll auch Niemand. — Ha, ha!“

„Und wo ist Herr Guy?“ fragte der König. „Wie geschah es, daß Ihr Euch von ihm trenntet?“

„Er sitzt kaum eine Stunde von hier, gar klägliche Balladen singend, unter einer Eiche,“ war die Antwort. „Alle um den alten Mann und seine Tochter — Haha! Herr Julian vom Berge und die schöne Isidore — Ha, ha, ha! — Ihr wißt?“

„Nichts weiß ich, Narr,“ erwiederte der König; „was willst Du damit sagen?“

„So habt Ihr denn nicht gehört,“ ließ sich der Andere vernehmen, „wie mein guter Herr und besseres Ich, und fünf oder sechs Knappen und Knechte den alten Herrn Julian und die junge Dame Isidore die ganze Strecke von Vic le Comte nach Senlis geleiteten — wie wir unsern Weg verloren in dem verd— Forste — und wie mein Herr mich aussandte, ihn zu suchen! — O das ist eine feine Mähr und mein Herr will sie in Verse bringen — Ha, ha, ha! und sie absingen zu einer alten schnarrenden Harfe und alles Volk weinen machen, wenn es hört, wie er Verrath geschworen gegen den König, alles der Dame Isidore zulieb, — ha, ha,

ha!" Und damit drückte er die Hand an die Wange und lachte ein **Mixtum compositum** aller Arten Töne hervor, worin das Wetzen einer Säge besonders vorherrschte.

Philipp rief, bat, gebot ihm aufzuhören und in der Erzählung fortzufahren, aber der boshafte Gaukler brach in ein feines, anhaltendes, gellendes Lachen aus, warf sich rückwärts aufs Pferd und setzte dieses in Galopp, ohne überall nach dem Wege zu fragen. Zugleich führte er das Horn zum Munde und stieß hinein laut genug des Monarchen Schimpfen und Toben zu übertäuben.

Philipp kehrte sich um und setzte seinen Weg nach Vincennes fort, und o der seltsamen, menschlichen Natur! obgleich er sah, daß die Nachricht von einem Narren kam, obgleich er überdieß die giftige Bosheit ahnte, wiederholte er dennoch Gallons Worte immer und immer wieder: „nach Paris, in der Absicht, des Königs Weib zu karessiren. — Verrath geschworen dem Könige. Er ist aber ein Narr, ein Blödsinniger," fügte der König bei, „es ist nicht werth, daran zu denken," und doch dachte Philipp daran.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 129

Stuttgart 1845

P.o.angl. 590 r-129/133
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753263-0